Schiller und seine Zeit.

Von

Johannes Scherr.

In drei Büchern.

Zweites Buch:

Schiller's Wanderjahre.

1782 — 1790.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1859.

Zweites Buch.

Schiller's Wanderjahre.

1782 — 1790.

Wohin soll ich (mich) wenden?

Der Flüchtling.

Ein hohes Weib, das Freunde schützt
Und den Verfolgten eine Zuflucht beut ....

Fragment des Warbeck.

Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise, zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend theilest,
Du, die ich frühe sucht' und fand.
— — — — — — — —
Die Liebe mit dem süßen Lohne ....

Die Ideale.

Erstes Kapitel.

Oggersheim.

Illusionen und Enttäuschungen. — Schreiben an Herzog Karl. — Der Fiesco macht in erster Vorlesung Fiasco. — Die „verwünschte Declamation." — Ausflug nach Frankfurt. — Dalberg und Schiller. — Die Herberge zum Viehhof. — Abendliche Schöpfungsstunden. — Ein panischer Schrecken. — Entschluß, den Wanderstab weiter zu setzen. — Zurückweisung des Fiesco. — Druck des Stückes. — Die gelöschten Kreidestriche. — Abschied von Streicher. — Eine Winterreise und eine Parallele.

„In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling" — und von jeder Mastspitze weht eine Hoffnungsflagge lustig im Winde. Fern im blauen Duft liegt die lockende Atlantis, die Insel des Glücks, des Ruhms, der Liebe, schöner und seliger noch, als sie der von Indiens Glutsonne gezeitigten Phantasie des Dichters der Lusiaden erschien. Ueber Strudel und Sandbänke

hin, durch Klippen und Riffe geht die Bahn und „nur ein Wunder kann dich tragen in das schöne Wunderland." Aber das ist ja das Vorrecht der Jugend, daß sie an Wunder glauben darf. Also hinauf mit den Segeln! Der ungestüme Hauch jugendlichen Enthusiasmus macht sie schwellen und am Steuer steht wagend die jugendliche Abenteuerlichkeit. So geht die Wikingsfahrt keck und munter hinaus auf die tückische See. Was Klippen und Riffe, was Orkane und Tromben! Laß den Wogenschaum unter dem Bug aufspritzen, laß die Planken krachen und die Raaen brechen, hell leuchtet dir der Begeisterung Polarstern und „dort muß die Küste sich zeigen!" Ach, nur wenigen, ganz wenigen Auserwählten gelingt es, den ersehnten Strand zu erreichen. Viele, und unter ihnen oft gerade die kühnsten Segler, werden von den Strudeln hinabgerafft oder von Feinden in den Grund gebohrt. Die Meisten bleiben auf der Sandbank der Gewöhnlichkeit sitzen. Noch Andere, durch die Stürme abgekühlt und gewitzigt, bescheiden sich, Atlantis einmal von ferne flüchtig gesehen zu haben, wenden auf halbem Wege das Steuer und „still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis."

Als in der Morgenfrühe des 18. Septembers 1782 der Dichterflüchtling den blau und weiß bemalten Gränzpfahl der Pfalz erblickte, ward ihm leicht und fröhlich zu Muthe, als ob „rückwärts alles Lästige geblieben wäre und das ersehnte Eldorado bald erreicht sein würde." Er sollte nur zu bald erkennen, wie das Dorado der Fremde eigentlich beschaffen sei, und wenn ihm Dante's göttliche Komödie bekannt gewesen wäre, hätte er nach wenigen Tagen schon Gelegenheit gehabt, der markigen Worte sich zu erinnern, womit der große Florentiner das Elend der Heimatlosigkeit gezeichnet hat. Solche trübe Gedanken lagen ihm aber fern, als er am Morgen des 19. Septembers in Schwetzingen seinen besten Anzug hervorholte, um möglichst wohlanständig seinen Einzug in Mannheim zu halten. Hatte er

nicht den Fiesco vollendet im Koffer und durfte er nicht mit Grund erwarten, daß eine Bühne, welche die Räuber mit so viel Erfolg und Vortheil zur Aufführung gebracht, seine zweite Tragödie sofort annehmen und in Szene gehen lassen würde? Mußte dadurch nicht sein Ruf und auch der dünne Inhalt seiner Börse einen Zuwachs erhalten und sollten ihn wohl die Freunde, welche sich bei seiner zweimaligen früheren Anwesenheit in Mannheim bewundernd um ihn gedrängt, nicht mit offenen Armen aufnehmen? Ach, mit dem Eintritt in das „Paradies" Mannheim begannen auch schon die Enttäuschungen.

Herr Meyer, der Theaterregisseur, bei welchem die Freunde abstiegen, war höchlich überrascht, den Dichter vor sich zu sehen, welchen er als Zuschauer bei den Stuttgarter Festen anwesend glaubte, und seine Ueberraschung ging in Besorgniß über, als er erfuhr, daß Schiller der Unerträglichkeit seiner Stellung daheim in gewagter und gewaltsamer Weise ein Ende gemacht habe und als Flüchtling nach Mannheim gekommen sei. Er besaß freilich weltmännischen Takt genug, des Tadels sich zu enthalten, die jungen Männer zu seinem Mittagstisch zu laden und ihnen eine Wohnung in der Nähe der seinigen auszumitteln; allein er bestand auch darauf, daß der Dichter seinen schon in Stuttgart gefaßten Vorsatz, von Mannheim aus mit dem Herzog von Würtemberg sich auseinanderzusetzen, sofort zur Vollziehung brächte. Schiller zögerte nicht, diesen Rath zu befolgen, und entwarf nach Tisch im Nebenzimmer ein Schreiben an den Herzog, welches einem Brief an den Intendanten von Seeger beigeschlossen, aber, wie es scheint, erst ein paar Tage später auf die Post gegeben wurde. Der Flüchtling hat in dieser Vorstellung an seinen Landesherrn den verzweifelten Schritt, welchen er gethan, zu rechtfertigen gesucht und drei freimüthige Bitten gestellt: — 1) daß das herzogliche Verbot, keine anderen als medizinische Schriften zu veröffentlichen, aufgehoben werde; 2) daß ihm ge-

stattet würde, alljährlich eine kurze Reise ins Ausland zu machen; 3) daß der Fürst sein Wort gäbe, dem Dichter seine eigenmächtige Entfernung straflos hingehen lassen und ihm überhaupt verzeihen zu wollen. Wie mir aber scheint, mußte Schiller den Herzog zu genau kennen, als daß er von diesem Bittgesuch einen Erfolg sich hätte versprechen dürfen. Er wußte sicherlich, daß Karl nicht der Mann war, mit einem Unterthan, der sich eigenmächtig seiner Gewalt entzogen, in Unterhandlungen einzutreten. Es bleibt also nur übrig, anzunehmen, daß der Dichter mit seinem Schreiben in erster Linie einer Form genügen und in zweiter seine Familie vor den Wirkungen seiner Flucht möglichst sichern wollte, und diese Annahme wird von ihm selbst bestätigt.

Frau Meyer, welche folgenden Tages aus Stuttgart heimkam, brachte nicht eben tröstliche Neuigkeiten mit. Nach ihrer Aussage war das Verschwinden des Dichters schon am Vormittag des 18. Septembers in der würtembergischen Hauptstadt bekannt und rasch zum Stadtgespräch geworden, welches auf das Resultat hinauslief, der Herzog würde dem „Deserteur" nachsetzen lassen oder auch seine Auslieferung fordern. Schiller bestritt das und meinte — mehr wohl, um seine Freunde als sich selber zu beruhigen — dazu sei Herzog Karl viel zu großmüthig. Indessen bestand doch namentlich Frau Meyer, in welcher der Dichter eine mütterlich um ihn besorgte Freundin gewonnen hatte, darauf, daß der Flüchtling Vorsicht beobachte und sich vorderhand nicht öffentlich zeige. Die Unbehaglichkeit dieser Lage wurde nicht gemindert durch ein Antwortschreiben des Intendanten, welches binnen Kurzem eintraf. Herr von Seeger hatte sich in seinem Verhältniß zu Schiller stets als ein Mann von Bildung und humaner Denkart erwiesen und auch jetzt wieder als ein solcher gehandelt. Er hatte sich beeilt, das Bittgesuch des Dichters dem Herzog vorzulegen und dasselbe durch sein Fürwort zu unterstützen. Dem alten Soldaten mochte es Freude machen,

seinem früheren Untergebenen melden zu können, daß er höherem Auftrag zufolge ihn wissen lasse, „S. herzogliche Durchlaucht wären bei Anwesenheit der hohen Verwandten jetzt sehr gnädig gestimmt und Schiller solle daher nur zurückkommen.“ Aber der Flüchtling konnte sich an dieser vagen Zusicherung der herzoglichen Gnade um so weniger genügen lassen, als er fest entschlossen war, nicht bedingungslos zurückzukehren. In diesem Sinne schrieb er an den Intendanten, ebenso an seine Eltern und einige Freunde, welche letzteren er bat, von etwa beabsichtigten Verfolgungsmaßregeln ihn bei Zeiten in Kenntniß zu setzen.

Dies abgethan, bemühte er sich, vermittelst des Fiesco den Mannheimer Freunden zu zeigen, daß sie ihre Theilnahme an keinen Unwürdigen verschwendeten. Allein gerade hiebei begegnete ihm ein Mißgeschick, welches, obgleich im Grunde mehr komischer als ernster Natur, schmerzlich genug war. Der Dichter hatte schon bei seiner Ankunft gegen Meyer seines neuen Trauerspiels erwähnt und am dritten Tage versammelte der Freund die vorragendsten Mitglieder der Mannheimer Bühne in seiner Wohnung, damit sie den Autor sein Werk vorlesen hörten. Da waren Iffland, Beil, Beck und Andere und erwartungsvoll becomplimentirten sie den Dichter der Räuber schon zum Voraus um seiner neuen Dichtung willen. Die Gesellschaft setzte sich um einen großen runden Tisch und Schiller begann zu lesen. Der gute Andreas war seelenvergnügt über den bevorstehenden Triumph des Freundes; seine Augen hingen an den Mienen der Zuhörer, um die zweifellose Wirkung des Trauerspiels auf so berühmte Künstler ja recht genau zu beobachten. Aber wie ward ihm, als der erste Act zwar aufmerksam, jedoch ohne das geringste Beifallszeichen angehört wurde, als Beil sich entfernte und die Uebrigen ein flaues Gespräch über Tagesneuigkeiten begannen! Und vollends, als während des Vorlesens vom zweiten Act die Gesichter mehr und mehr sich verlängerten, nicht das kleinste Zeichen von Zu-

stimmung erfolgte, die Zuhörer gelangweilt aufstanden und, wie um dem dritten Act zu entfliehen, fortgingen. Der junge Musiker wurde ordentlich zornig über diese empörende Gleichgültigkeit und alle vernommenen Sagen von dem Neid- und Kabalengeist des Schauspielervolks schienen ihm traurig bestätigt. Er war im Begriffe, in diesem Sinne sich gegen Meyer zu äußern, als ihn dieser in ein Nebenzimmer zog und bestürzt fragte: „Sagen Sie mir ganz aufrichtig, wissen Sie gewiß, daß es Schiller ist, welcher die Räuber geschrieben?" — Zuverlässig! Wie können Sie daran zweifeln? — „Wissen Sie gewiß, daß nicht ein Anderer die Räuber geschrieben oder Schillern wenigstens dabei geholfen hat?" — Ich bürge mit meinem Leben dafür, daß er die Räuber ganz allein geschrieben. Aber warum diese Frage? — „Weil der Fiesco das Allerschlechteste ist, was ich je gehört, und weil es unmöglich ist, daß der Verfasser der Räuber etwas so Elendes gemacht haben sollte." — Wie? — „Ja, ich bleibe dabei, und wenn Schiller wirklich die Räuber und den Fiesco geschrieben, so hat er alle seine Kraft an dem ersten Stück erschöpft und kann nun nur noch erbärmliches, schwülstiges, unsinniges Zeug hervorbringen." Der arme Andreas war durch dieses Urtheil eines anerkannt ausgezeichneten Schauspielers so niedergedonnert, daß ihm für den Augenblick die Sprache versagte. Der Abend verging in peinlicher Verstimmung. Schiller, dem der ungünstige Eindruck, welchen sein neues Stück hervorgebracht, natürlich nicht hatte entgehen können, war schweigsam und entfernte sich bald. Doch hatte Meyer zuvor den glücklichen Einfall, daß er den Dichter ersuchte, sein Manuscript da zu lassen, weil er gern wissen möchte, welchen Ausgang das Trauerspiel nähme. Zu Hause brach Schiller los, schalt auf den Unverstand der Schauspieler und erklärte dem Freund, er selbst wolle auf die Bretter gehen, da doch seine Stücke „eigentlich Niemand so gut declamiren könne wie er." Streicher wagte

einige kleinlaute Einwürfe und verbrachte in der Sorge um den Freund eine sehr schlechte Nacht. In banger Erwartung begab er sich am folgenden Morgen möglichst früh zu Meyer, welcher, kaum seiner ansichtig geworden, ihm entgegenrief: „Sie haben recht! Sie haben recht! Fiesco ist ein Meisterstück und weit besser gearbeitet als die Räuber. Aber wissen Sie, was schuld ist, daß ich und alle Zuhörer es für das elendeste Machwerk hielten? Schiller's schwäbische Aussprache und die verwünschte Art, wie er Alles declamirt. Er sagt Alles in dem nämlichen hochtrabenden Tone her. Aber jetzt muß das Stück in den Theaterausschuß kommen, da wollen wir es uns vorlesen und Alles in Bewegung setzen, um es bald auf die Bühne zu bringen." Hocherfreut eilte Streicher zu dem Dichter zurück, diesem die gute Nachricht zu bringen, aber er sagte Nichts von der „schwäbischen Aussprache" und „verwünschten Declamation", um das ohnehin leidende Gemüth des Freundes nicht zu kränken.

Einige Tage später wanderte Schiller mit dem treuen Andreas über die Neckarbrücke nach Sandhofen hinaus. Es war nämlich vom Intendanten Seeger eine Antwort auf den zweiten Brief des Dichters eingelaufen, die aber gerade so unbestimmt lautete wie die erste. Dies schien verdächtig und der Gedanke, daß man in Stuttgart darauf sinne, die pfälzische Regierung um die Auslieferung des Flüchtlings anzugehen, gewann eine so bestimmte Gestalt, daß, da in Abwesenheit des Freiherrn von Dalberg ohnehin über den Fiesco Nichts entschieden werden konnte, die Mannheimer Freunde riethen, Schiller möchte sich für einige Wochen entfernen. Geschähe inzwischen von Stuttgart aus Nichts gegen ihn, so wäre das wohl ein Zeichen, daß man dort seine Entweichung vergessen hätte oder wenigstens auf sich beruhen lassen wollte. So machten sich denn die Beiden mit sehr leichtem Gepäck und noch leichteren Börsen nach Frankfurt auf den Weg, wanderten die schöne Bergstraße entlang und übernach-

teten nach einem zwölfstündigen Marsch in Darmstadt, wo sie mitten in der Nacht durch ein „fürchterliches Trommeln“ — die Reveille, ein allmitternächtliches Vergnügen der Bewohner der landgräflichen Residenz — aus dem Schlafe aufgeschreckt wurden. Bei Tagesanbruch fühlte sich Schiller in Folge der ungewohnten weiten Fußreise von gestern etwas unpaß, glaubte jedoch, die sechs Wegstunden bis nach Frankfurt wohl noch zurücklegen zu können, und so begann die Wanderschaft wieder. Allein etliche Stunden herwärts der alten Reichsstadt verließen den Müden die Kräfte und Streicher bemerkte ängstlich, wie der Freund von Minute zu Minute blässer wurde und immer mühsamer sich fortschleppte. Die Straße trat in einen Wald ein und hier legte sich der ermattete Dichter seitwärts auf das Moos nieder, um vermittelst einiger Stunden Schlafes die verlorene Spannkraft wieder zu ersetzen. Der brave Andreas setzte sich auf einen Baumstumpf, bewachte unruhvoll den Schlummer des Freundes und beobachtete auf den düsteren abgehärmten Zügen des Schlafenden den Wechsel der Farbe, welcher verrieth, was unbewußt in seiner Seele vorging. Zwei Stunden währte diese Rast, dann wurde sie dadurch gestört, daß ein Offizier in blaßblauer Uniform den Fußsteig seitwärts durch das Holz heraufkam und den jungen Musiker mit der Frage antrat: „Wer sind die Herren?“ Streicher, in der wahrscheinlich richtigen Meinung, es mit einem Werber zu thun zu haben, gab etwas barsch die kurze Antwort: „Reisende.“ Darob erwachte der Dichter, richtete sich auf und maß den Fremden mit scharfen Blicken, worauf dieser, merkend, daß „hier für ihn Nichts zu angeln sei,“ ohne weitere Ansprache sich entfernte. Nachdem die Wanderer den Wald im Rücken hatten, zeigten sich ihnen bald die Thurmspitzen Frankfurts in der Ferne und mit Einbruch der Dämmerung erreichten sie die Stadt. Ihre Armuth verbot ihnen jedoch, in einem der schon damals als trefflich bekannten großen Gasthäuser der reichen Handelsstadt ein

Unterkommen zu suchen, und so wählten sie eine bescheidene Herberge in der Vorstadt Sachsenhausen, der Mainbrücke gegenüber.

Am folgenden Tage, den 30. September, schrieb der Dichter an den Freiherrn von Dalberg und legte diesem mit dem ganzen Vertrauen eines Jünglings, welcher die Menschen für so edel und gut hält, wie er selber ist, seine Lage dar. Es quälte ihn nicht nur, daß seine Mittel nur noch für etwa acht Tage knapp ausreichten, sondern auch lagen ihm die Verpflichtungen, welche er in Stuttgart eingegangen, schwer auf dem Herzen. Er schuldete dort, namentlich vom Drucke der Räuber her, ungefähr 200 Gulden. „Ich darf Ihnen gestehen — schrieb er dem Freiherrn — daß mir das mehr Sorge macht, als wie ich mich selbst durch die Welt schleppen soll. Ich habe so lange keine Ruhe, bis ich mich von der Seite gereinigt habe." Schließlich ging er Dalberg um einen Vorschuß auf den Fiesco an, im Betrag von 100 Gulden, und Streicher bezeugt uns, welche Selbstüberwindung diese Bitte dem Dichter kostete. Als der Brief fort war, wurde er etwas heiterer, besah sich an der Seite des Freundes mit Interesse das für ihn neue Treiben der großen Handelsstadt, erhielt, unter seinem angenommenen Namen Dr. Ritter in einer Buchhandlung dem Absatz des „berüchtigten" Schauspiels die Räuber nachfragend, eine sehr günstige Antwort und ließ sich durch verzeihliche Autoreneitelkeit verleiten, seinen wahren Namen dem Buchhändler anzugeben, der verwunderte Augen machte, daß ein so sanft und freundlich aussehender Jüngling so ein wildes Stück geschrieben haben sollte. In die Herberge zurückgekehrt, ging Schiller den Abend über sinnend und schweigend in dem kleinen Zimmer auf und ab. Der Freund störte ihn nicht, erfuhr aber vor Schlafengehen mit Vergnügen, daß der Geist des Dichters inmitten äußerer Bedrängnisse energisch genug geblieben, die in einer bitteren Stunde, im Arrestlocal zu Stuttgart (s. B. I, Kap. 7), gefaßte Idee zu einer dritten tragischen Dichtung weiter

auszuspinnen. Ja, gerade während dieses kurzen Aufenthalts Schiller's in Frankfurt erhielt der Plan zur Luise Millerin oder, wie das Stück nachmals betitelt wurde, zu Kabale und Liebe bestimmtere Gestalt und Farbe.

Es war gut für den armen Flüchtling, daß er sich in die Welt der Phantasie flüchten konnte, denn die Wirklichkeit spielte ihm übel genug mit. Aus Mannheim lief ein Schreiben Meyer's ein, worin gemeldet wurde, daß Herr von Dalberg den erbetenen Vorschuß nicht bewillige. Der Fiesco sei in seiner jetzigen Gestalt für das Theater gar nicht brauchbar und erst müßte das Stück völlig umgearbeitet werden, bevor der Herr Intendant sich weiter darüber erklären könnte. Dalberg hatte zweifelsohne dramaturgische Gründe für seine Verwerfung der Tragödie, aber der reiche Mann wußte des Bestimmtesten, daß der Dichter buchstäblich ohne einen Pfennig Geld war, daß der Hülflose ihm bittend die Hände entgegengebreitet hatte, und dennoch — nun, es ist das Privilegium der Reichen und Glücklichen, hart und unedel sein zu dürfen. Hunderttausende, Millionen haben Schiller's „Pegasus im Joche" und die „Theilung der Erde" gelesen, ohne weiter darüber nachzudenken, in was für schmerzlichen Erfahrungen diese Gedichte wurzeln, und ohne gewahr zu werden, daß selbst in diesen Klagerufen der Seelenadel des Dichters keinen Augenblick sich verleugnet. In der That, Schiller gehörte zu jenen seltensten adlichen Menschen, welche über den Schmutz der Erde hinschreiten, ohne sich auch nur die Fußsohlen zu beflecken. Von Kindheit auf im Banne der Armuth und sein Lebenlang nie aus der Geldmisère herausgekommen, hat er nicht allein durch seine Werke, sondern auch durch seinen Wandel ein für alle Zeiten leuchtendes Vorbild aufgestellt, wie der wahrhaft Gotterfüllte die „Angst des Irdischen" abzuschütteln vermöge. Auch damals in Sachsenhausen verbot ihm sein reiner und hoher Sinn jedes Wort des Tadels gegen den kleinlich denkenden Mann, welcher sein Vertrauen so

kalt abgelehnt hatte. „Er übte — sagt Streicher treffend — was nur wenige Dichter thun, seine Grundsätze redlich aus und befolgte den Vorsatz des Karl Moor: Die Qual erlahme an meinem Stolz! unter Umständen, bei welchen jeden Andern die Kraft verlassen hätte."

Die Armuth half wieder der Armuth. Eine kleine Geldsendung, um welche Streicher seine Mutter gebeten, traf nach bangem Warten ein und ermöglichte es den Freunden, Frankfurt zu verlassen. Der treue Andreas, nur seiner Begeisterung für den Freund Gehör gebend, verzichtete einstweilen auf seine Reise nach Hamburg, um den Dichter nicht zu verlassen, bevor dessen Schicksal irgendeine günstigere Wendung genommen hätte. Die Reise ging mit dem Marktschiff den Fluß hinab nach Mainz und von da zu Fuße nach Worms, wohin sich Schiller einen Brief von Meyer ausgebeten hatte. Der Brief war da und bestellte den Dichter in das eine kleine Wegstunde von Mannheim entfernte Dorf Oggersheim und hier, in der Herberge, welche den nichts weniger als poetischen Namen „Zum Viehhof" führte, trafen dann die Wanderer mit Meyer und seiner Frau zusammen. Der Regisseur theilte dem Dichter mit, daß Dalberg zweifelsohne zur Annahme des umgearbeiteten Fiesco sich verstehen würde, und es wurde also beschlossen, daß Schiller in der Abgeschiedenheit von Oggersheim das Drama umarbeiten und, da von Frau Meyer mitgebrachte Stuttgarter Briefe noch immer die Gefahr eines Auslieferungsbegehrens betonten, unter dem Namen Schmidt hier verweilen sollte. Frau Meyer schickte am folgenden Tage die Koffer der Freunde und Streicher's kleines Clavier heraus und so richteten sie sich so gut es ging im Viehhof ein.

Freilich war dieser Aufenthalt trübselig genug, um so mehr, da eine rauhe Spätherbstwitterung die Freunde in die vier Wände einer unsauberen und zerrütteten Wirthschaft bannte. Sie hausten in einer kleinen, vor Zeiten weißgetünchten Stube, durch

deren zerbrochene und kümmerlich mit Papier verklebte Fensterscheiben der kalte Novemberwind blies. Ein mit Klammern an die Wand befestigter Tisch, zwei Stühle, wovon der eine ohne Lehne, ein altväterisches Bettgestell in einer Ecke, das war das ganze Mobiliar. Das dürftige Feuer in dem ungeheuren Kachelofen vermochte den Raum nicht zu durchwärmen. Hiezu kam noch, daß bei knappster Sparsamkeit der Geldvorrath Streicher's für nur drei Wochen ausreichte. Aber wozu wäre man jung, wozu wäre man Künstler, wenn man sich über derartige Ungemächlichkeiten nicht hinwegsetzen könnte? Die Kunst hatte im vorigen Jahrhundert noch viel Zigeunerhaftes an sich, ich meine einen gewissen leichten und muthigen Sinn, der sich in einer Dachkammer den Sternen nur um so näher fühlte. Mochte sich der Künstler auf dem rauhen Boden der Wirklichkeit noch so schmerzende Blasen an die Füße laufen, er hörte deßhalb doch nicht auf, sein Haupt in die Region zu erheben, wo man „Himmelslüfte athmet." Man hatte damals noch nicht die Entdeckung gemacht, „der Dichtung Flamm' sei allezeit ein Fluch" oder die Muse sei nur eine Dejanira, welche ihre Anbeter mit „Nessushemden" beschenke. Im Gegentheil, man war idealisch genug gestimmt, das Recht, „mit Zeus in seinem Himmel" leben zu dürfen, mit viel Hunger und Kummer zu erkaufen, und man hatte noch nicht gelernt, daß man nur auf seidenen Ottomanen bei Champagnergeperle und Havannaduft „schaffen" könne.

Aermliche, kalte Stube in der Herberge zu Oggersheim, du hast anderen Musendienst gesehen! Wann nach trüben Tagen der Abend kam und aus zerrissenem Gewölke der herbstliche Vollmond sein bleiches Licht durch die verklebten Fensterscheiben sandte, ging der Dichter oft stundenlang mit großen Schritten in dem kleinen Raum auf und ab. Gesenkten Hauptes hängt er der Gestaltung der dramatischen Bilder nach, die in seiner Brust wogen. Zur Seite sitzt der treue Andreas an seinem kleinen Clavier und schlägt

erst leise die Tasten an, um sie dann mälig in volleren Akkorden auftönen zu lassen. Er weiß, wie sehr die Musik dem Freunde die Seele löst und des Dichters Gedanken entbindet. Schiller steht still, er lauscht den tröstenden, ermuthigenden Klängen, er richtet den Kopf auf, eine glückliche Idee ist gefunden und ein Ruf der Begeisterung, halbartikulirte Worte brechen von seinen Lippen. Er eilt zum Tische, das Talglicht wird angezündet und bei dem kümmerlichen Scheine desselben wirft er auf das Papier, was der Genius ihm geoffenbart hat. So wurde die Luise Millerin geschaffen.

Der Entwurf zu dieser neuen Tragödie ließ dem Dichter nicht Rast und Ruhe, bis er denselben wenigstens der Hauptsache nach ausgeführt hatte. Erst dann konnte er sich mit der Umarbeitung des Fiesco befassen, um aus diesem Stück ein „ganzes, großes Gemälde des wirkenden und gestürzten Ehrgeizes" zu machen. In den ersten Tagen des Novembers war diese Arbeit beendigt und eines Abends ging der Dichter nach der Stadt, um das fertige Manuscript durch Meyer an Dalberg übergeben zu lassen. Er erwartete mit Zuversicht eine günstige Entscheidung. Als die Antwort länger ausblieb, als er erwartet hatte, ging er Mitte Novembers mit Streicher abermals in der Abenddämmerung nach Mannheim hinein, wo er sich bei Tage nicht sehen lassen wollte, um bei Meyer nachzufragen. Da trafen aber die Freunde den Regisseur und dessen Frau in größter Bestürzung. Vor kaum einer Stunde war ein würtembergischer Offizier dagewesen und hatte sich angelegentlichst nach Schiller erkundigt. Also doch ein Auslieferungsbegehren? Während man diese Frage erörtert, wird heftig an der Hausthür geklingelt. Schnell verbirgt man den Dichter und seinen Freund in einem Seitenkabinet. Der Eintretende ist aber nur ein Bekannter des Hauses, der jedoch ebenfalls voll Besorgniß mittheilt, er habe den würtembergischen Offizier im Kaffeehaus gesprochen und derselbe habe bei ihm und Anderen geheimnißvoll

dem Dichter nachgefragt. Andere Hausfreunde brachten dieselbe Nachricht. Nun zweifelt man nicht länger, daß es sich um Verhaftung und Auslieferung handle. Der Flüchtling konnte mit Sicherheit weder im Meyer'schen Hause bleiben noch nach Oggersheim zurückkehren. Was sollte man thun? In dieser ängstlichen Situation wird „von einem schönen Munde" ein Ausweg angegeben. Die anwesende Beschließerin des Palais des Prinzen von Baden, Madame Curioni, erbietet sich „mit der anmuthigsten Güte," den Dichter und seinen Freund in dem genannten Hause nicht nur für heute, sondern so lange zu verbergen, als Verfolgung zu befürchten wäre. Dankbar wird das edelmüthige Anerbieten angenommen und der Flüchtling verbringt mit seinem Freunde eine sorgenvolle Nacht in prächtigen Palasträumen. Am Morgen geht Streicher auf Kundschaft aus und bringt dem Freunde die beruhigende Nachricht, daß der würtembergische Offizier bereits am vorhergehenden Abend wieder von Mannheim abgereist sei. Später stellte sich heraus, daß dieser Verursacher eines panischen Schreckens nur ein harmloser Reisender gewesen, ein Akademiegenosse Schiller's, welcher den Dichter hatte begrüßen wollen.

Aber zunächst machte sich bei allen Mannheimer Freunden des Flüchtlings doch das Gefühl geltend, daß in der Umgebung der Stadt keine Sicherheit für ihn sei. In der Wohnung des Regisseurs wurde ein Rath gehalten, dessen Ansicht dahin ging, der Dichter sollte, sobald die Annahme des Fiesco für die Bühne entschieden wäre, sofort die Gegend verlassen. Freilich entschloß sich Schiller nur ungern dazu, denn an Mannheim hatte sich die Hoffnung geknüpft, durch die Bekanntschaft mit dem dortigen Theater in der Kenntniß der Bühnentechnik gefördert zu werden. Allein er konnte ja für jetzt nicht daran denken, in der Stadt seinen Aufenthalt zu nehmen, und so mußte er sich wohl bequemen, seinen Wanderstab weiter zu setzen. Die Antwort auf das Wohin? war gegeben. Als der Dichter damals im Arrest auf der

Stuttgarter Hauptwache den Gedanken, sein Heimatland zu verlassen, zuerst gefaßt, hatte er diesen Vorsatz seiner Freundin, der Frau von Wolzogen, anvertraut und sie war diesem Vertrauen mit dem großmüthigen Anerbieten entgegengekommen, ihm für den Nothfall ein Asyl zu gewähren. Dieses Asyl sollte ihr bei Meiningen in Thüringen gelegenes Heimwesen Bauerbach sein, wo der Dichter, mit allem Nöthigen versehen, so lange in Verborgenheit weilen könnte, als er von Seiten des Herzogs von Würtemberg Verfolgung zu befahren oder wenigstens zu befürchten hätte. Jetzt erinnerte Schiller die treffliche Frau brieflich an ihr Versprechen und sie zögerte nicht, ihm von Stuttgart aus die zu seiner Aufnahme in Bauerbach nöthige Vollmacht zugehen zu lassen. Wahrscheinlich in Erwartung derselben und jedenfalls nach gewonnener Einsicht, daß in Mannheim oder dessen Umgebung seines Bleibens nicht sein könne, schrieb von Oggersheim aus der Flüchtling an seine Schwester Christophine: „Dein Verlangen, mich in Mannheim etablirt zu sehen, kann nicht mehr erfüllt werden. So wenig es auch im Kreise meines Glücks läge, dort zu sein, so gern wollt' ich die nähere Nachbarschaft mit den Meinigen vorziehen und dort Dienste zu erlangen suchen, wenn mich nicht eine tiefere Bekanntschaft mit meinen Mannheimischen Freunden für ihre Unterstützung zu stolz gemacht hätte.“ Der weitere Inhalt des Briefes ist besonders deßhalb merkwürdig, weil Schiller darin eine Absicht äußert, die ihm später, auf der Höhe seines Ruhmes, noch einmal verlockend genug nahetreten sollte, die Absicht, nach Berlin zu gehen und dort vermittelst Empfehlungen an Nicolai — an den nämlichen Nicolai, der später in den Xenien so schlimm bedacht wurde — sich eine Stellung zu machen und zwar als Mediziner. Ob diese Absicht ernstgemeint war oder ob sie nur hingeworfen wurde, um die Angehörigen des Dichters einigermaßen über seine Zukunft zu beruhigen, steht dahin.

Wenn er übrigens zu seinen „Mannheimischen Freunden" auch den Freiherrn von Dalberg zählte, so stand ihm erst noch bevor, dessen „tiefere Bekanntschaft" zu machen. Die Excellenz betrachtete offenbar den entwichenen Regimentsmedicus mit einer Art Schauder und hielt denselben in unnahbarer Entfernung von sich. Wie, was würde man am Stuttgarter Hofe, wo der Herr Baron noch soeben so prächtige Feste mitgemacht hatte, von ihm denken, wenn er einem flüchtigen Rebellen Vorschub leistete? Vor einem solchen Bedenken mußte doch wohl alle Kunstkennerschaft und Kunstgönnerschaft weit zurücktreten und so ließ denn gegen Ende Novembers zu der Herr Intendant durch den Regisseur Meyer dem Dichter melden, „das Trauerspiel Fiesco sei auch in der vorliegenden Umarbeitung für die Bühne nicht brauchbar, folglich könne dasselbe nicht angenommen und auch Nichts dafür vergütet werden." Schiller empfing diesen kurzen, von keinerlei Motiven begleiteten Bescheid, gegen welchen, wie er später erfuhr, Iffland in der Sitzung des Theaterausschusses vergeblich eine Art von Verwahrung zu Protokoll gegeben hatte, mit der ihm geziemenden Würde, indem er sich darauf beschränkte, gegen Meyer zu äußern, er habe es sehr zu bedauern, daß er von Frankfurt aus nach Mannheim zurückgekehrt sei.

Der Dichter behelligte den Herrn Intendanten nicht weiter, sondern ging zu Schwan und bot diesem den Fiesco zum Druck an. Schwan erklärte sich zur Verlagnahme des Gedichtes bereit, sobald er es gelesen hatte, aber im Hinblick auf die damalige Schutzlosigkeit des deutschen Buchhandels, welcher der Piraterie des Nachdrucks völlig preisgegeben war, bedauerte er, den Druckbogen nur mit 1 Louisd'or honoriren zu können. Das war freilich nicht viel, denn das Volumen der Tragödie, welche Schiller dankbar seinem Lehrer Abel zueignete, berechnete sich nur auf 11 Druckbogen. Aber die Noth drängte zur Annahme des Gebotenen, denn da auch Streicher's Mittel völlig zu Ende waren, so

hatte sich der Dichter schon genöthigt gesehen, seine Uhr zu verkaufen, und mußte die letzten vierzehn Tage in der Herberge zu Oggersheim auf Borg leben, bis das Honorar für den Fiesco flüssig wurde. Es reichte gerade aus, die „Kreidestriche auf der schwarzen Wirthstafel im Viehhof" auslöschen zu lassen und die unentbehrlichsten Bedürfnisse zur Reise nach Thüringen anzuschaffen. Dennoch wollte der Dichter einige seiner wenigen Gulden daran rücken, vor Antritt seiner Weiterwanderung die geliebte Mutter und die theure Schwester noch einmal zu sehen. Vermittelst eines Briefes vom 19. November bat er die Seinigen um eine Zusammenkunft im Posthause des Gränzstädtchens Bretten und wollte ihnen sogar die Reisekosten aus seinem kärglichen Geldvorrath ersetzen. Er scheint auch wirklich auf einem Miethgaule sich nach dem genannten Orte begeben zu haben, aber es ist zweifelhaft, ob er daselbst die Seinigen traf, da hierüber keine bestimmte Aeußerung vorliegt und überdies Frau Elisabeth damals gerade krank war.

Die letzte Woche seines Aufenthalts in Oggersheim mußte Schiller allein daselbst verbringen, denn der brave Andreas hatte sich nach aufgezehrten Reisemitteln zur Uebersiedlung in die Stadt genöthigt gesehen, um daselbst seine Kenntnisse als Musiklehrer zu verwerthen. Aber am letzten November, auf welchen die Abreise des Dichters festgesetzt war, kam er mit Meyer, Iffland und noch einigen Bekannten Schiller's nach dem Viehhof heraus, um dem Freunde, dessen ganze Habe in einem Mantelsacke Platz gefunden, bis nach Worms das Geleite zu geben, von wo Schiller mit dem Postwagen über Frankfurt nach Meiningen gehen wollte. In Worms nahmen die Mannheimer Schauspieler nach einem munteren Abendessen unbefangen und redselig von dem Dichter Abschied. Aber dieser und Streicher ihrerseits waren tief bewegt. Was hätten sich die Beiden, als sie mitsammen auf dem Posthofe standen, nicht noch Alles sagen mögen!

Und doch „kam kein Wort über ihre Lippen, keine Umarmung wurde gewechselt; aber ein starker, langdauernder Händedruck war bedeutender als Alles, was sie hätten aussprechen können.“ Nach fünfzig Jahren noch erfüllte es den treuen Andreas mit tiefer Wehmuth, wenn er an den Augenblick zurückdachte, wo er ein „wahrhaft königliches Herz, Deutschlands edelsten Dichter, allein und im Unglück hatte verlassen müssen.“ Es lag tiefer Schnee und eine strenge Kälte herrschte. Dem Freunde preßte es das Herz zusammen, daß er sehen mußte, wie der Dichter ohne schützende Winterkleidung, nur mit einem leichten Rock angethan in den schlechtverwahrten Postwagen stieg, dessen damaliger Schneckengang eine unter diesen Umständen bitter unangenehme Reise von mehreren Tagen und Nächten in Aussicht stellte.

Dem wackeren Streicher ist es wohl zu verzeihen, daß ihm die Erinnerung an Schiller's Bedrängnisse einen herben Vorwurf gegen Deutschland auspreßte. Aber wenn das eine Entschuldigung für unser Land wäre, so müßte gesagt werden, daß es von jeher deutsche Art gewesen ist, bei Männern von Genius und Charakter selbstverständlich ein doppeltes Maß von Geduld, Muth und Ausdauer vorauszusetzen und sie für ihre Leiden und Entbehrungen auf den Nachruhm zu verweisen. Fast gerade zur nämlichen Zeit, wo unser Dichter, kärglicher ausgestattet als ein Handwerksbursch, im Winterfrost eine Zufluchtsstätte aufsuchen mußte, hatte drunten in Wien der herrliche Mozart, drei Jahre älter als Schiller, von Seiten unglaublichen Unverstandes und tölpelhafter Rohheit die bittersten Kränkungen und Demüthigungen zu erdulden. Als eine Art „musikalischer Bedienter“ im Gefolge des Erzbischofs Hieronymus von Salzburg nach der Donaustadt gekommen, wurde er, der doch schon ein berühmter Künstler war, in dem erzbischöflichen Haushalt durchaus als Lakai behandelt. „Ich speise — schrieb er damals — mit den zwei Leib- und Seel-Kammerdienern und habe doch die Ehre,

über den Köchen zu sitzen.“ Endlich bekam er es satt, sich in jeder freien Bewegung gehemmt, in jeder Fiber seiner Künstlerseele verletzt zu fühlen und mit gemeinen Scheltworten beleidigt zu werden. Er bat den Herrn Erzbischof um seine Entlassung, worauf ihn „der Herr Graf Arco, des Erzbischofs getreuer Helfershelfer, auf oder ohne hochfürstlichen Befehl mit einem Fußtritt zur Thüre hinauswarf.“ Manen Karl August's von Weimar, so lange es ein deutsches Gedächtniß gibt, wird es nie vergessen, daß du der erste Fürst gewesen bist, der sich selber geehrt hat, indem er die Vordersten seiner Zeit und Nation ehrte.

Zweites Kapitel

Bauerbach.

Im Rhöngebirge. — Winterliche Einsamkeit. — Der Bibliothekar Reinwald. — Don Carlos. — Beginnende Läuterung. — Charlotte von Wolzogen und eine „thörichte“ Hoffnung. — Störniß. — Werther'sche Stimmung. — Wiederanknüpfung mit Dalberg. — Halkyonische Tage. — Abreise von Bauerbach.

Unfern von Meiningen, in einer Thalsenkung des rauhen Rhöngebirges, liegt das Dorf Bauerbach. Ob demselben ragen auf einem vorspringenden Hügel die Ruinen der Burg Henneberg. Düstere Fichtenwälder umziehen die Thalmulde und hinter den bewaldeten Halden stehen höhere Berge. Tief verschneit, sah der Ort noch unwirthlicher aus denn sonst, als am Abend des 7. Dezembers 1782 unser Flüchtling in dieser winterlichen Einsamkeit anlangte, wo ihm mütterliche Freundschaft ein Asyl bereitet hatte. Frau von Wolzogen verweilte mitunter hier, sowie in dem drei Stunden entfernten Walldorf bei Meiningen, welches Stammgut ihrer Familie im Besitz ihres Bruders, des Freiherrn Marschalk von Ostheim, sich befand. In Bauerbach hatte die Freifrau, weil das alte Herrenhaus wenig geräumig, sehr unbequem und

verfallen war, im Jahre 1775 ein Bauernhaus angekauft und dasselbe nothdürftig als Herrschaftswohnung einrichten lassen.

Bei sinkender Nacht im Dorfe angekommen, fragte der Dichter dem Gutsverwalter Vogt nach und legitimirte sich bei demselben als der „Doctor Ritter", auf dessen Ankunft den Verwalter seine Gebieterin von Stuttgart aus vorbereitet hatte. Der durchfrorene Ankömmling wurde in das bezeichnete Haus geführt und konnte im wohlgeheizten Zimmer bei mit Hausmannskost gastlich besetztem Tische von den Strapazen seiner Winterreise sich erholen. Am folgenden Morgen nach einem langen erquickenden Schlafe neugestärkt erwacht, trat er an das Fenster der geräumigen Hinterstube, welche er bewohnte, und orientirte sich in der Gegend. Sein Blick schweifte über die schneebelasteten Wälder zu den weißglänzenden Bergen empor. Die Einsamkeit und Stille ringsher gab ihm das langentbehrte Gefühl der Ruhe und Sicherheit. In zufriedener Stimmung setzte er sich in den Lehnstuhl, welcher vor dem auf einem gewundenen Bein mit drei Auslaufsfüßen ruhenden Tische stand, und meldete dem treuen Andreas: „Endlich, liebster Freund, bin ich hier, glücklich und vergnügt, daß ich einmal am Ufer bin. Ich traf Alles noch über meine Wünsche; keine Bedürfnisse ängstigen mich mehr, kein Querstrich von außen soll meine dichterischen Träume, meine idealischen Täuschungen stören. Das Haus meiner Wolzogen ist ein recht hübsches und artiges Gebäude, wo ich die Stadt gar nicht vermisse. Ich habe alle Bequemlichkeit, Kost, Bedienung, Wäsche, Feuerung und alle diese Sachen werden von den Leuten des Dorfes auf das Willigste besorgt." Aber im Fortgang des Briefes trübt sich diese Heiterkeit. Der Dichter beschäftigt sich mit den Zukunftsplänen des Freundes, dabei fällt ihm ein, wie seine eigenen schon so manchen derben Stoß erlitten hätten, und er läßt sich das bittere Wort entwischen: „Was Sie thun, lieber Freund, behalten Sie diese praktische Wahrheit

vor Augen, die Ihren unerfahrenen Freund nur zu viel gekostet hat: — Wenn man die Menschen braucht, so muß man ein H.......t werden oder sich ihnen unentbehrlich machen. Eines von Beiden oder man sinkt unter.“ Man sieht, die Erfahrungen des Lebens hatten den Schmetterlingsflügelstaub von Schiller's Seele gewischt, d. h. sein naiver Glaube an die Menschen war dahin. Er schrieb an demselben Tage auch an Schwan und in diesem Briefe kam die merkwürdige Stelle vor: „Diesen Winter sehe ich mich genöthigt, ein Dichter zu sein, weil ich auf diesem Wege meine Umstände schneller zu arrangiren hoffe. Sobald ich aber von dieser Seite fertig bin, will ich ganz in mein Handwerk versinken.“ Da unter dem Handwerk nur die Arzneiwissenschaft verstanden werden kann, so ist anzunehmen, daß Schiller, noch unter dem frischen Einfluß der mit dem Herrn Intendanten des Mannheimer Theaters gemachten Erfahrungen, sich mit dem Gedanken getragen habe, seiner Thätigkeit als Dramatiker zu entsagen und zu seiner Brotwissenschaft zurückzukehren. Wir werden aber bald sehen, daß es nur eines leisen Anstoßes bedurfte, um dieses vorübergehende Project zu beseitigen und den Dichter seiner wahren Bestimmung zurückzugeben.

Der Einförmigkeit dieser Existenz ungeachtet verliefen die ersten Wochen des Bauerbacher Aufenthaltes zur völligen Zufriedenheit Schiller's. Er wußte die Seinigen für den Augenblick über seine Lage beruhigt und ihm selbst that nach den vielen stürmischen und peinlichen Erlebnissen der letzten Monate die Einsamkeit wohl. Anfangs in strenger Zurückgezogenheit lebend, beschränkte er sich auf die Gesellschaft des Verwalters, mit dem er weite Spaziergänge durch die Berge und Wälder machte und an den langen Winterabenden Schach spielte. Seine Hauptbeschäftigung war „Kabale und Liebe“ und im Februar 1783 wurde dieses Trauerspiel vollendet. Die zarte Fürsorge der Frau von Wolzogen, welche nicht nur die leiblichen, sondern auch die geistigen

Bedürfnisse ihres Schützlings berücksichtigte, hatte ihn an den herzoglichen Bibliothekar in Meiningen, Wilhelm Reinwald, empfohlen, welcher in Kenntniß gesetzt worden war, wer der Doctor Ritter eigentlich sei. Der wackere Mann, welcher wenn nicht eine Ader, so doch ein Aederchen von einem Poeten in sich hatte, entsprach diesem Vertrauen vollständig Er versah nicht nur Schiller mit Büchern, sondern ging ihm auch überall mit gutem Rath an die Hand. Das freundschaftliche Band zwischen dem jungen feurigen Dichter und dem ältlichen, zur Hypochondrie geneigten Gelehrten sollte später ein verwandtschaftliches werden. Ein Zufall verschaffte Reinwald Einblick in die verständigen Briefe, welche Schwester Christophine ihrem Bruder schrieb. Schon dadurch für das treffliche Mädchen eingenommen, suchte und machte der Bibliothekar im Sommer 1784 auf der Solitude Christophine's persönliche Bekanntschaft und zwei Jahre später folgte sie dem Freiwerber an den Altar. Schiller sah nicht ohne Bedenken den Abschluß des Ehebundes zwischen zwei an Alter und Temperament so verschiedenen Personen. Glücklicher Weise wurden die Besorgnisse des zärtlichen Bruders nicht gerechtfertigt. Christophine wußte mit linder Hand die Falten der hypochondrischen Wunderlichkeiten ihres im Grunde herzensguten Mannes zu glätten, und nachdem ihr denselben der Tod schon 1815 geraubt, schrieb die Achtundachtzigjährige im Jahre 1845 das Zeugniß nieder, daß Reinwald und sie neunundzwanzig Jahre lang zufrieden mit einander gelebt hätten.

Die Bücher, welche Reinwald dem Dichter mittheilte, gaben Stoffe und Anregungen zu neuen tragischen Plänen. Schiller's schon früher erregtes Interesse für die Geschichte des Infanten Don Carlos wurde in Bauerbach erneut und erhöht durch die Lectüre der historischen Novelle, in welcher der Franzose Saint-Réal die Person und das Schicksal von Philipp's II. Sohn romantisirt hatte. Wäre freilich das Archiv von Simancas schon

geöffnet, wären die Forschungen Prescott's und Anderer über den Infanten damals schon vorhanden gewesen, so dürfte dieses Thema dem Dichter mehr Widerwillen als Theilnahme eingeflößt haben. Dagegen mußte die weniger als halbgeschichtliche und mehr als halbmythische Beleuchtung, in welcher zu jener Zeit der Infant erschien, die Phantasie ungemein anziehen, und nachdem sich schon im 17. Jahrhundert der englische Tragöde Otway an diesem Stoffe versucht hatte, thaten es im achtzehnten so ziemlich zur gleichen Zeit der erste Tragiker Deutschlands und der erste Tragiker Italiens, Schiller und Alfieri. Aber welcher Unterschied in der Behandlung! Während der Deutsche die düsterste Episode der düsteren Geschichte Philipp's II. zur Basis eines Hohenliedes seiner eigenen Freiheitsbegeisterung machte und damit den erhebenden Eindruck hervorbrachte, daß das Gute und Schöne selbst in seinem Untergange den idealen Sieg über das Böse und Häßliche behaupte, formte der Italiker daraus eine trockne und finstere Staatsaction, welche auf die trostlose Ueberzeugung hinausläuft, das Edle und Liebenswürdige sei nur in der Welt, um der Bosheit zum Opfer zu fallen. Es währte jedoch einige Zeit, bis sich Schiller für den Don Carlos entschied. Denn in den ersten Wochen seines Aufenthalts in Bauerbach war ihm noch ein zweiter bedeutender und zu tragischer Behandlung einladender Gegenstand nahegetreten, die Geschichte der Maria Stuart. Erst am 27. März 1783 schrieb er an Reinwald, daß er nach langem Hin- und Herschwanken nunmehr fest und entschlossen den spanischen Infanten ins Auge gefaßt habe, weil ihm diese Geschichte zu starken Zeichnungen und erschütternden oder rührenden Situationen Gelegenheit gebe. Dann, mit dem beginnenden Frühling, als seine „Seele die Natur in einem entwölkten blankeren Spiegel auffing,“ meldete er unterm 14. April dem Freunde: „Ich stelle mir vor, jede Dichtung ist nichts Anderes als eine enthusiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpf unseres

Kopfes. Eine kleine Anwendung auf meinen Carlos. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich ihn gewissermaßen statt eines Mädchens habe. Ich trage ihn auf meinem Busen, ich schwärme mit ihm durch die Gegend. Wenn er einst fertig ist, so werden Sie mich und Leisewitz an Don Carlos und Julius abmessen, — nicht nach der Größe des Pinsels, sondern nach dem Feuer der Farben, nicht nach der Stärke auf dem Instrument, sondern nach dem Ton, in welchem wir spielen. Carlos hat, wenn ich mich des Maßes bedienen darf, von Shakspeare's Hamlet die Seele, Blut und Nerven von Leisewitz's Julius und den Puls von mir. Außerdem will ich es mir in diesem Schauspiel zur Pflicht machen, in der Darstellung der Inquisition die prostituirte Menschheit zu rächen. Ich will, und sollte mein Carlos dadurch auch für das Theater verloren gehen, einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen."

Diese Aeußerung zeigt, daß der Eifer, womit unser Dichter an die Vorarbeiten zum Don Carlos ging, noch wesentlich aus einem polemischen Motiv entsprang. Er ergriff diesen Stoff noch ganz mit dem rebellischen Feuer der Sturm- und Drangzeit. Und doch sollte, wie Jedermann weiß, die Arbeit an diesem Trauerspiel in ihrem Vorschritt für Schiller die Brücke werden, auf welcher er aus dem kraftgenialen Naturalismus zu bewußt künstlerischem Schaffen hinüber gelangte. Die Läuterung des großen Prinzips seines Lebens und Dichtens begann. Während die Freiheitsidee in seinen drei Erstlingsstücken in wilden Sturzwellen grundaufwühlend brandete, begann sie im Don Carlos als ein klarer Schönheitsstrom dahinzufließen. Mälig trat an die Stelle des ungebärdigen Titanismus mit seinen grotesken Auswüchsen die ruhige Macht des Humanitätsgedankens. Was später der eigentliche Inhalt von Schiller's ganzem Dasein wurde, die große Idee, daß des Dichters höchste Mission sei, vermittelst der Schönheit die Menschen zur Freiheit zu erziehen, — das verdrängte den unsicher

tastenden Ungestüm aus seiner Seele und er begann einzusehen, daß die Entwicklung der Gesellschaft unendlich weit mehr durch die stille, aber unwiderstehliche Macht der Bildung ganzer Völker als durch den willkürlichen Weltverbesserungsdrang einzelner Individuen bedingt sei.

Aber es hieße der Zeit bedeutend vorgreifen, wollten wir sagen, daß der Dichter schon damals in Bauerbach klar erkannt habe, die gewaltigsten und tiefstwirkenden Kräfte seien auch die stillsten und der sanfte Sonnenschein bringe schweigend zu Stande, was der ganze Grimm des tobenden Sturmes umsonst versucht hat. Im Gegentheil war Schiller während jener Monate eine Beute schroff wechselnder Stimmungen. Auf die anfängliche Ruhe und Sammlung folgte tiefe Entmuthigung. Diese wurde von phantastischen Hoffnungen abgelöst, deren Scheitern wieder eine grillenhafte Verstimmung zuwegebrachte. Die Einsamkeit taugt nicht für einen Jüngling von dreiundzwanzig Jahren. Sie wirkte in die Länge mehr aufreizend als beruhigend auf den Dichter und in dieser Verfassung traf ihn Frau von Wolzogen, welche mit ihrer Tochter Charlotte in den ersten Tagen des Januars nach Bauerbach kam. Der Dichter begleitete die Damen nach Walldorf und schrieb, nach Bauerbach zurückgekehrt, am 4. Januar 1783 an seine Freundin einen Brief, welcher deutlich verrieth, wie es wieder in ihm gährte und stürmte. Er bildete sich ein, ein Menschenhasser geworden zu sein, und klagte: „Ich hatte die halbe Welt mit der glühendsten Empfindung umfaßt und am Ende fand ich, daß ich einen Eisklumpen in den Armen habe.“ Und sechs Tage später: „Es ist schrecklich, ohne Menschen, ohne mitfühlende Seele zu leben; aber es ist auch ebenso schrecklich, sich an irgendein Herz zu hängen, wo man, weil doch auf der Welt Nichts Bestand hat, nothwendig sich einmal losreißen und verbluten muß.“

Diese Werther'sche Stimmung ist um so auffallender, als sich Schiller, wie wir früher bemerkten, zu der Zeit, wo der

Wertherismus epidemisch gewesen war, von demselben frei erhalten hatte. Allein die Erklärung ist leicht: — der Dichter hatte sich aufs Heftigste in Charlotte von Wolzogen verliebt. Eine eben aufblühende Knospe, hatte das sechszehnjährige Mädchen das durch die winterliche Einsamkeit für einen solchen Eindruck doppelt empfänglich gewordene Herz des jungen Mannes in Flammen gesetzt und, nicht zum Heuchler gemacht, hat er schwerlich verstanden, sein Gefühl zu verbergen. Ich vermuthe, daß es auch den Blicken von Charlotte's Mutter schon damals nicht entgangen sei, und Frau von Wolzogen erfüllte nur ihre Mutterpflicht, indem sie ihre junge Tochter vor einem Verhältniß zu wahren suchte, welches, wie die Umstände waren, kein ersprießliches werden konnte. Hiezu kam noch, daß ihr von Stuttgart aus Bedenken erregt wurden über die Folgen des Schutzes, welchen sie dem entwichenen Regimentsmedicus angedeihen ließ. Ihre Söhne befanden sich in der Karlsschule und die Mutter erwartete von der Gunst des Herzogs von Würtemberg Versorgungen für dieselben. Daß diese Erwartung unerfüllt bliebe, wenn der Fürst erführe, unter wessen Dach der Flüchtling ein Asyl gefunden, war mit Bestimmtheit anzunehmen, und so kann man es der trefflichen Dame nicht verübeln, daß mütterliche Aengstlichkeit ihr den Wunsch eingab, den Dichter aus Bauerbach entfernt zu wissen.

Der gute Streicher erschrack nicht wenig, als er einen vom 14. Januar aus H. (Hochheim oder Hilters?) datirten Brief erhielt, worin ihm Schiller meldete, daß er nicht mehr in Bauerbach sei. Die Epistel ist verworren und gibt von einem gewaltsam aufgespannten Seelenzustand Zeugniß. „Trauen Sie Niemand mehr! — ruft der Dichter seinem Freunde zu. Die Freundschaft der Menschen ist das Ding, das sich des Suchens nicht verlohnt." (Und doch hatte gerade der, an welchen dieser Zuruf gerichtet war, dem Dichter vollauf bewiesen, daß Freund-

schaft allerdings ein Ding sei, welches zu suchen sich der Mühe lohne.) Dann kommt eine Andeutung des Sachverhalts. „Die gnädige Frau versicherte mich zwar, wie sehr sie gewünscht hätte, ein Werkzeug in dem Plane meines künftigen Glückes zu sein; aber ich werde selbst so viel Einsicht haben, daß ihre Pflichten gegen ihre Kinder vorgingen, und diese müßten es unstreitig entgelten, wenn der Herzog von Würtemberg Wind bekäme. Das war mir genug.“ Hierauf erzählt er, daß er durch Vermittlung Reinwald's die Bekanntschaft eines jungen Herrn von Wurmb gemacht und von demselben, der seine Räuber auswendig wisse, auf sein Gut eingeladen worden sei. Es wirkt fast komisch, wenn der Briefsteller, welcher einige Zeilen zuvor die Freundschaft ins Fabelbuch zu schreiben gewillt war, mit Ekstase ausruft: „Er — der Herr von Wurmb — war beim ersten Anblick mein Busenfreund. Seine Seele schmolz in die meinige. Endlich hat er eine Schwester! Ich soll mit meinem Wurmb auf sein Gut, ein Dorf im Thüringer Walde, dort ganz mir selbst und — der Freundschaft leben und, was das Beste, schießen lernen; denn mein Freund hat dort hohe Jagd. Ich hoffe, daß das eine glückliche Revolution in meinem Kopf und Herzen machen soll.“ Ach, es sah, wie dieser Brief bezeugt, ohnehin im Kopf und Herzen des Dichters schon revolutionär, d. h. verworren genug aus. Diese Widersprüche und vollends diese urplötzliche Begeisterung für die noble Passion der Jagd! Allein der wunderliche Paroxismus war glücklicher Weise nicht von Dauer. Der Dichter ging nicht im Thüringerwald jagen. Noch vor dem 25. Januar finden wir ihn wieder in Bauerbach und es mußte also rasch eine Aussöhnung mit seiner mütterlichen Freundin erfolgt sein, welche die Mutterangst wohl nur für einen Augenblick ihre angeborene Großmuth hatte vergessen lassen. Ende Januars mit Charlotten wieder nach Stuttgart abreisend, verlangte sie nur, daß Schiller seinen Aufenthalt möglichst geheim halte und etwaige Nachfor-

schungen nach demselben irreleite. Zu diesem Zwecke schrieb der Dichter zwei Briefe an Wilhelm von Wolzogen nach Stuttgart, datirte den einen aus Frankfurt, den andern aus Hannover, erzählte dem Karlsschüler allerlei Buntes über seine Pläne und wie er nach Holland, England, Amerika zu gehen beabsichtige. Wie herzlich das freundliche Verhältniß zwischen ihm und Frau von Wolzogen wieder hergestellt war, beweist die ununterbrochene Folge von Briefen, welche er von Bauerbach aus an die ferne Freundin abgehen ließ. In einem derselben (datirt vom 23. April) entwirft er eine komische Schilderung von einem Conflict, welcher zwischen der Gemeinde und dem Gutsverwalter wegen Benützung der Schafweide sich entsponnen hatte und wobei es bis zum Anziehen der Sturmglocke gekommen war.

Unterdessen war es ihm in Bauerbach immer unbehaglicher geworden. Das Gefühl der Unsicherheit seiner Lage peinigte ihn und überdies ließ ihn die Einsamkeit seiner Neigung zu Charlotte von Wolzogen nur um so selbstquälerischer nachhängen. Er erfuhr die Wahrheit des alten Spruches, daß es dem Menschen nicht gut sei, allein zu sein. Schon unterm 21. Februar schrieb er an Reinwald: „Ich möchte oft meine tägliche Kost um eine menschliche Gesellschaft dahingeben. Gelegentlich muß ich bemerken, daß ich nunmehr der Meinung bin, daß das Genie, wo nicht unterdrückt werden, doch entsetzlich zurückwachsen, zusammenschrumpfen kann, wenn ihm der Stoß von außen fehlt. Man sagt sonst, es hälfe sich in allen Fällen selbst auf — ich glaub' es nimmer.“ Der verständige Freund erkannte ganz die Gefahr, welche für den Genius des Dichters aus seiner dermaligen Lebensweise entspringen müßte, und äußerte sich gegen Christophine Schiller, er wünsche sehnlich, daß ihr Bruder „in einer großen Stadt, wo ein gutes deutsches Theater sei, z. B. in Berlin verweile, doch unter dem Schutze gelehrter und rechtschaffener Männer, die ihn vor der Ausgelassenheit bewahrten, welche an diesem

Orte herrsche.“ Die in den letzten Worten liegende Anklage der damaligen Sittenzustände von Berlin war nur zu begründet. Auch nach Weimar hinüber deutete Reinwald mit richtigem Takt und meinte, Schiller sollte dahin gehen und sich um die Bekanntschaft mit Göthe und Wieland bemühen, von welchen Männern er mancherlei Förderung erwarten dürfte. Es war jedoch für Schiller noch nicht Zeit, die Metropole der deutschen Classik zu betreten, und die Schritte des wandernden Dichters sollten sich zunächst rückwärts nach dem Orte lenken, von wo er in die Abgeschiedenheit der Rhönberge gekommen.

Der treue Streicher war in seiner Begeisterung für den dichterischen Freund nicht müde geworden, im Kreise der ihm befreundeten Mannheimer Schauspieler die Vorzüge der „Luise Millerin“ herauszustreichen, welches Trauerspiel er ja so zu sagen unter seinen Augen hatte entstehen sehen. Auch der im Drucke befindliche Fiesco — welcher dann im Frühjahr unter dem Titel: „Die Verschwörung des Fiesco zu Genua, ein republikanisches Trauerspiel von Fr. Schiller,“ erschien — machte viel von sich reden, und da beider Dichtungen wiederholt unter den Mitgliedern des Theaterausschusses gedacht wurde, begann der Freiherr von Dalberg zu meinen, es dürfte zum Glanze der von ihm geleiteten Anstalt beitragen, wenn er wieder mit Schiller anknüpfe. Freilich hatte die Excellenz den armen Flüchtling drei Monate zuvor schmählich fallen lassen, aber die Umstände waren jetzt verändert, d. h. der Freiherr hatte nicht mehr zu befürchten, daß er sich durch eine Verbindung mit dem Dichter compromittire. War es ja doch entschieden, daß der Herzog von Würtemberg klug oder großmüthig genug sei, Schiller's Flucht zu ignoriren und sich, vielleicht im Hinblick auf das mißliche Aufsehen, welches sein Verfahren gegen Schubart in ganz Deutschland erregt hatte, damit zu begnügen, daß er den entwichenen Regimentsmedicus einen Undankbaren nannte. Der Herr Intendant schrieb also im

März einen zuvorkommenden Brief an unseren Dichter, worin er sich nach dessen dramatischen Arbeiten erkundigte. Der ehrliche Andreas nennt diesen Brief eine „Sirenenstimme", durch welche Schiller abermals nach Mannheim gelockt worden sei. Aber es war wohl ganz natürlich, daß ein dramatischer Dichter, unliebsamer Erfahrungen ungeachtet, jede ihm gebotene Gelegenheit ergriff, mit einer geachteten Bühne in Verbindung zu kommen. Indessen gab er diesem Wunsche doch nicht blindlings nach. Seine Antwort an Dalberg vom 3. April war kühl und gemessen. Er sagte darin, es freue ihn, zu vernehmen, daß die Excellenz einiges Zutrauen zu seiner dramatischen Feder habe, um sich jedoch „der Gefahr, die Erwartung des Herrn Intendanten zu hintergehen, nicht neuerdings auszusetzen," legte er Plan und Handlung von Kabale und Liebe dar. Der Freiherr verschluckte die Pille und setzte, begierig, die neue Tragödie für die Mannheimer Bühne zu gewinnen, den Briefwechsel fort, in Folge dessen der Dichter sich entschloß, nach Mannheim zu gehen, zunächst nur für so lange Zeit, als die Inszenesetzung und Aufführung seiner zwei neuen Trauerspiele erfordern würde.

Sein Ueberdruß an Bauerbach war nämlich wieder in ein lebhaftes Gefallen an diesem Ort umgeschlagen, denn Frau von Wolzogen war mit Lotte im Mai daselbst angelangt. Der Dichter hatte seiner Beschützerin einen feierlichen Einzug bereitet. Eine Ehrenpforte war errichtet, die Glocken waren geläutet, Böller waren losgebrannt worden, eine Musikbande hatte Tusch geblasen und der Pastor in einer Begrüßungsrede sein Bestes gethan. Schiller verlebte im zwanglos ländlichen Umgange mit seiner mütterlichen Freundin und der geliebten Lotte halkyonische Frühlingstage. Zum ersten Mal, gestand er, in dieser Zeit erfahren zu haben, wie gar wenige Zurüstung es erfordere, ganz glücklich zu sein. Aber war er wirklich „ganz glücklich?" In diesem Falle müßte seine wachsende Neigung zu Lotte von

Wolzogen doch wohl mehr nur brüderliche Freundschaft als eigentliche Leidenschaft gewesen sein. Denn die junge Schöne, über welche der Dichter an ihren Bruder Wilhelm schrieb, sie sei „noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unschuldig, die schönste, reichste, empfindsamste Seele, ohne einen Hauch des allgemeinen Verderbnisses am lauteren Spiegel ihres Gemüthes" — hegte für Schiller nur freundschaftliche Gefühle, da die ersten schüchternen Wünsche ihres erwachenden Herzens einem Karlsschüler geweiht waren, welchen sie in Stuttgart kennen gelernt hatte. Vielleicht bemerkte sie gar nicht, was in dem Dichter vorging, dessen Zartgefühl ihm natürlich jede deutlichere Annäherung verbot. Aber das Auge der Mutter war schärfer als das der Tochter und sie meinte es nur gut mit Schiller, wenn sie die Ansicht hegte, daß seine Entfernung für ihn wie für Lotte das Beste wäre. Sie äußerte daher auf einem Waldspaziergang wie zufällig und in so mütterlicher Weise, daß der Dichter dadurch nicht empfindlich berührt werden konnte, es wäre doch wohl rathsam, daß er nach Mannheim ginge, um zu sehen, ob er sich mit Dalberg verständigen könnte. Mitte Juli's wurde dieser Rath gegeben und wenige Tage darauf finden wir den Dichter schon auf der Reise.

Als er sein stilles Asyl im Rhöngebirge verließ, war die baldige Rückkehr seine bestimmte Hoffnung, welche aber nicht in Erfüllung gehen sollte. Später als diese Hoffnung erlosch in ihm die, Lotte von Wolzogen die Seinige zu nennen. Noch ein Jahr später, am 7. Juli 1784, schrieb er an ihre Mutter, mit welcher er bis zu ihrem Tode in traulichster Verbindung blieb: „Die stillen Freuden des häuslichen Lebens würden, müßten mir Heiterkeit in meinen Geschäften geben und meine Seele von tausend wilden Affecten reinigen, die mich ewig herumzerren. Fände ich ein Mädchen, das meinem Herzen theuer genug wäre oder könnte ich Ihr Sohn werden! Reich würde freilich Ihre Lotte

nie, aber gewiß glücklich.“ Er mußte freilich die Eitelkeit dieser Bewerbung schon erkannt haben, denn in einer Nachschrift zu dem Briefe, dessen Absendung sich einige Tage verzögert hatte, sagte er: „Ich erschrecke über meine thörichte Hoffnung — doch, meine Beste, so viele närrische Einfälle, als Sie schon von mir hören mußten, werden auch diesen entschuldigen.“ Frau von Wolzogen hatte Takt genug, die Sache wirklich nur als einen „Einfall“ zu nehmen und weiter nicht zu beachten. Lotte, deren erste Herzensneigung ebenfalls resultatlos blieb, wurde später die Frau des hildburghausen'schen Regierungsrathes August von Lilienstern, starb jedoch schon 1794 in ihrem ersten Wochenbett. Aber der Name Lotte blieb bedeutungsvoll für unseren Dichter, wie denn derselbe auch im Dasein Göthe's zweimal bedeutungsvoll vorkommt. Im Leben Schiller's wird er uns bald wieder begegnen und dann noch einmal, um sich für immer mit dem seinigen zu verknüpfen.

Drittes Kapitel.

Mannheim.

Ankunft. -- Dalberg'sches „Pulverfeuer.“ — Der Vertrag. — Kaltes Fieber. — Tastende Unrast. — Ein lieber Besuch. — Der Fiesco und die Luise Millerin auf der Bühne. — Zur Charakteristik dieser Trauerspiele. — „Geistweise“ in der Heimat. — Eintritt in die kurpfälzische deutsche Gesellschaft. — Abhandlung über die Schaubühne. — Vorschritt des Don Carlos. — Die Rheinische Thalia. — Erste Begegnung mit Karoline und Charlotte von Lengefeld. —Charlotte von Kalb. — Margaretha Schwan. — Geldjammer und sonstige Bedrängnisse. — Bei Hofe. — Der Herzoglich Weimar'sche „Rath“ Schiller. — „Der Freundschaft leise, zarte Hand.“ — Nach Sachsen!

„Endlich bin ich in Mannheim. Matt und erschöpft kam ich gestern Abend hier an, nachdem ich mich Vormittags noch in Frankfurt herumgetrieben. Meyer hat eine Wohnung nebst Kost für mich ausgemacht, die sehr gut und wohlfeil ist, neben dem Schloßplatz; mein Zimmer hat eine vortreffliche Aussicht.“ Mit

diesen Worten meldete der Dichter der mütterlichen Freundin am 28. Juli 1783 sein Wiedereintreffen in der Hauptstadt der Pfalz. Seine Briefe an Frau von Wolzogen gehören zu den liebenswürdigsten Urkunden über die adliche Sinnesart Schiller's. Ihr Ton ist innig, traulich, wie nur ein Sohn zu einer Mutter sprechen kann. In den Stellen, wo der Dichter von der jungen Lotte redet, liegt eine verhaltene Glut. Bauerbach mit seiner Gartenlaube und seinen einsamen Waldplätzen steht ihm fortwährend vor Augen. Er wünscht, sich ein jährliches Einkommen von 600 Gulden zu sichern, ohne daß er sich weiter mit der Welt einzulassen brauchte: dann wollte er in dem kleinen Dorf unter den Rhönbergen leben und sterben. Zugleich anerkennt er dankbar, wie viel er der großmüthigen Freundin schulde, nicht allein in materieller Beziehung. „Wie unendlich viel — ruft er ihr in seinem Briefe vom 11. August zu — haben Sie nicht schon an meinem Herzen verbessert!"

Der wackere Streicher, welchem der Freund in der Wohnung Meyer's ganz unverhofft entgegentrat, war freudig überrascht durch das blühende Aussehen und die heitere Miene desselben, Resultate der Bauerbacher Villeggiatur. Die rothen Wangen und die Heiterkeit sollten aber nicht lange vorhalten. Anfangs freilich ließ sich Alles ziemlich gut an. Der einige Tage nach Schiller's Ankunft von seiner Reise nach Holland zurückgekehrte Freiherr von Dalberg empfing den Dichter mit achtungsvoller Artigkeit und ließ ihn merken, daß er ihn gerne in Mannheim fixirt sähe, zugleich aber auch, daß er sich das möglichst wenig kosten lassen wollte. Schiller beurtheilte diese dilettantische Natur ganz vortrefflich, indem er gegen Frau von Wolzogen äußerte: „Der Mann ist ganz Feuer, aber leider nur Pulverfeuer, das plötzlich losgeht, aber eben so schnell wieder verpufft." Zunächst indessen brannte das Dalberg'sche Pulverfeuer ziemlich hell und warm. Die Excellenz sagte halb und halb die Aufführung des

Fiesco zu, führte am 13. August den Vorsitz in einer Gesellschaft, wo die Luise Millerin vorgelesen wurde, und versprach dem Dichter, die Räuber und einige andere große Stücke aufführen zu lassen, um denselben „in Feuer zu setzen.“ Sehr herzlich wurde Schiller im Schwan'schen Hause empfangen und hatte die Genugthuung, daß ihm Herr Schwan Briefe von Wieland zeigte, welche bewiesen, daß der gefeierte Mann für seinen Landsmann „warm fühlte und groß von ihm urtheilte.“ Freilich wurden viele Wochen verzettelt, bevor zwischen dem Dichter und dem Intendanten etwas Festes zum Austrag kam. Jener hielt fest an seinem Vorsatz, sich dem Freiherrn nicht zum zweiten Mal anzubieten, und so mußte dieser am Ende wohl mit bestimmten Anträgen herausrücken, wenn er Schiller's Thätigkeit für das von ihm geleitete Institut gewinnen wollte. Bevor jedoch die Anträge Dalberg's die Form eines Contracts gewannen, erkrankte der Dichter an einem kalten Fieber, welches in Folge wiederholter Rückfälle mehrere Monate hindurch eine große Plage für ihn war, und seine gedrückte Stimmung wurde nicht gebessert durch den Verlust seines treuen Freundes, des Regisseur Meyer, welchen ein in der Stadt grassirendes Gallenfieber wegraffte.

Schiller's Geneigtheit, auf Dalberg's Anerbietungen einzugehen, dürfte nicht unbeträchtlich durch den Umstand erhöht worden sein, daß er erfahren hatte, ein Bewerber um Lotte von Wolzogen von früher her, ein Herr von Y., werde in Bauerbach erwartet. Er konnte ein lebhaftes Gefühl von Eifersucht nicht verbergen. „Versichern Sie — schrieb er am 12. September an Frau von Wolzogen — Ihre Lotte meiner ewigen Freundschaft. Jetzt wird Y. vermuthlich bei Ihnen sein und kaum gedacht werden an den armen Entfernten.“ Tags zuvor hatte er die Freundin vom Abschluß des Vertrags mit Dalberg in Kenntniß gesetzt. Er sollte zunächst für ein Jahr als Theaterdichter thätig sein und innerhalb dieser Zeit der Bühne den

Fiesco, die Luise Millerin und noch ein drittes Stück liefern. Dafür sollte er ein Fixum von 300 Gulden und von jedem Stücke die ganze Einnahme einer Vorstellung erhalten. Außerdem blieb ihm das Eigenthumsrecht dieser Dramen und er hoffte jetzt, mit seinen alten Verbindlichkeiten endlich in Ordnung zu kommen, d. h. einen „beträchtlichen Theil seiner Einnahmen auf Tilgung seiner Schulden verwenden zu können." Als eine Belohnung der frischen Thätigkeit, in welche er sich sofort werfen wollte, erschien ihm die Aussicht, nach Verfluß von acht oder neun Monaten seine edle Freundin wieder in Bauerbach zu begrüßen. „Bis dahin — schrieb er ihr — übergebe ich Sie dem Arm des unendlichen Gottes. Flehen Sie ihn um Schutz für mein Herz und für meine Jugend. Meine Freundschaft bleibt Ihnen unwandelbar und soll ein allmächtiges Gegengift gegen alle Verführung sein."

Aber das Gegengift war doch nicht immer allmächtig. Der Dichter sah sich namentlich durch die Berührung mit den Schauspielerkreisen, die er in seiner Stellung nicht vermeiden konnte, in eine Menge von Bekanntschaften hineingezogen, welche nicht immer die ersprießlichsten waren. Zerstreuungen aller Art, zu welchen in dem munteren und dabei ziemlich kostspieligen Mannheim überreichliche Veranlassung war, beeinträchtigten seine Arbeiten, griffen seinen Beutel an und waren außerdem seiner völligen Genesung hinderlich. Aus Alledem erklärt sich ein gewisses unruhiges, fahriges, hastiges Wesen, in welches er mitunter verfiel und welches ihn nach wunderlichen Richtungen hin momentan an die Eröffnung „außerordentlicher Aussichten" glauben ließ. So erregte ihm z. B. die Freimaurerei ein lebhaftes Interesse. Das lag freilich in der Zeit, wie wir seines Ortes näher sehen werden. Der alte Herr daheim auf der Solitude bemerkte bald mit Kopfschütteln, daß die Situation seines Sohnes in Mannheim wenig Garantie für die Zukunft biete. Er drang

also in den Dichter, seinen Frieden mit dem Herzog zu machen, um in die Heimat und zu dem ärztlichen Berufe zurückkehren zu können. Der Vater erbot sich sogar, der Demüthigung sich zu unterziehen und den Fürsten um Verzeihung für den Sohn zu bitten. Auch Schwester Christophine schrieb in diesem Sinne und Schiller's Herz hatte einen schweren Kampf zu kämpfen, um diesen Bitten zu widerstehen, einen um so schwereren, da er seine geliebte Mutter krank wußte und die Kranke ihn deutlich merken ließ, daß das Wiedersehen ihres Fritz's heilender wirken würde, als alle die Arzneien, welche er auf die ausführlichen Krankheitsberichte des Vaters hin gegen ihr Leiden, hartnäckige und schmerzliche Magenkrämpfe, verordnete. Allein Schiller konnte nicht in die alte Sklaverei zurückkehren, ohne sich selbst zu verlieren. Er konnte weder sich selbst vor dem Herzog demüthigen, noch zugeben, daß dies der Vater in seinem Namen thäte. Das hieße, wie er seiner Schwester schrieb, die Achtung vor sich selbst und den Glauben an seine Zukunft aufgeben. Wie lebendig aber gerade um jene Zeit allen Widerwärtigkeiten zum Trotz dieser Glaube in dem jungen Dichter gewesen ist, bezeugt uns sein ehemaliger Lehrer Abel, der seinen früheren Schüler zu dessen „fröhlichem Schrecken" Mitte Novembers mit einem Besuch überraschte. Der Professor, ein kurzer, behaglich dicker Mann, kam zu Pferde, „gespornt, einen runden Hut auf dem Kopfe, einen Hirschfänger umgeschnallt wie ein Student von Jena." Schiller bewirthete in seiner Herzensfreude den theuren Lehrer und Freund mit etlichen Flaschen Burgunder, welche ihm einer seiner Mannheimer Verehrer zugeschickt hatte; aber der vortheilhafte Eindruck, welchen sein früherer Zögling auf Abel machte, hat den guten Professor gewiß noch mehr erquickt als der Burgunder. „Ungeachtet der ungünstigen Lage Schiller's — äußerte Abel später — entdeckte ich mit Vergnügen, daß seine Seele, seitdem ich ihn nicht mehr gesehen, einen höheren Schwung errungen. Er sprach mit Zuversicht von

seinen Plänen und dem glücklichen Erfolge derselben. Sein Ideal stand jetzt deutlich und vollendet vor ihm und er fühlte Kraft genug in sich, demselben immer näher zu kommen."

Der Freund mochte aber doch die freudige Stimmung, in welche sein Erscheinen den Dichter versetzt hatte, zu hoch angeschlagen haben. Denn auf der Schwelle zum Jahre 1784 treffen wir Schiller in einer Lage, die peinlich genug gewesen sein muß. Dalberg drängte ihn, die Umarbeitung der beiden neuen Trauerspiele für die Aufführung möglichst rasch zu vollenden, und noch mehr als halb krank mußte er sich mit dieser Arbeit abmühen. Einige Wochen vor Neujahr war das Theatermanuscript des Fiesco fertig und in den Händen des Intendanten. Diese Umformung der Tragödie, namentlich im fünften Act, ging so weit, daß das „bühnengerechte" Stück jenen Namen eigentlich gar nicht mehr verdiente. Es war aus einem Trauerspiel ein Schauspiel geworden. Denn während der ursprüngliche und echt Schiller'sche Fiesco — so, wie er auch nachmals wieder von dem Dichter zur Aufnahme in seine Werke hergestellt wurde — im Kampfe zwischen Bürgertugend und Ehrgeiz moralisch unterliegt, um dann, im Begriffe, die Frucht seines Abfalls vom republikanischen Prinzip zu pflücken, durch die rächende Hand des „starren" Republikaners Verrina auch physisch zu Grunde zu gehen, erhebt sich in der Bearbeitung für die Bühne der Held über die Verlockungen der Ehr- und Herrschsucht, zerbricht das errungene Szepter und will nur der glückliche Bürger eines Freistaats sein. So stirbt denn auch Niemand in dem umgewandelten Drama, mit Ausnahme des wüsten Gianettino, selbst der Mohr kommt davon und Alles endet in Glück und Zufriedenheit. Es bedarf keiner Nachweisung, daß in dieser Form die eigentliche Pulsader des Stückes unterbunden war. Der tragische Knoten, auf dessen Schürzung das ganze Gedicht ursprünglich angelegt worden, d. h. die Trübung einer edlen Natur durch selbstsüchtige Leidenschaft

und ihr dadurch vermittelter Untergang, kam gar nicht zur Geltung und an die Stelle der tragischen Erschütterung wurde die weiche Rührung eines sentimentalen Optimismus geschoben. Welche Selbstüberwindung es dem Dichter kostete, dem Intendanten, den Schauspielern und dem Publicum zu Gefallen zu so weitgreifenden Aenderungen seines Gedichts, durch welche „dem Verstand und der (historischen wie der poetischen) Wahrheit die stärksten Schläge versetzt wurden," sich herbeizulassen, hat uns Streicher erzählt.

Und im Grunde war alle diese Mühe vergeblich aufgewendet worden, wenigstens für das Mannheimer Publicum. Der Fiesco ging am 11. Januar 1784 zum ersten Mal über die Bühne, aber obgleich die szenische Ausstattung prächtig war, obgleich Boek den Hauptthelden, Iffland den Verrina, Beck den Bourgognino und Toskani den Mohren spielte — (später übernahm Beil diese Rolle mit außerordentlichem Erfolg) — und obgleich einzelne Auftritte lauteste Bewunderung hervorriefen, für das Ganze konnte sich die Mehrheit des Publicums nicht erwärmen und die Wirkung kam jener, welche die Räuber hervorgebracht hatten, bei Weitem nicht gleich. In einem Briefe vom 5. Mai an Reinwald, wo er dem Freund auch sagte, daß der „Traum", in die idyllische Einsamkeit von Bauerbach zurückzukehren, verflogen sei, gesteht dies Schiller selbst zu. „Den Fiesco — schrieb er — verstand das Publicum nicht. Die Mannheimer sagen, das Stück wäre viel zu gelehrt für sie. Republikanische Freiheit ist hier zu Land ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name, in den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut. Aber zu Berlin wurde es vierzehn Mal innerhalb drei Wochen gefordert und gespielt und auch zu Frankfurt fand man Geschmack daran." Fiesco hat bekanntlich von Anfang an bis zur Gegenwart herab die verschiedenartigsten Beurtheilungen erfahren. Man wird aber doch, Alles erwogen und der bedeutenden, besonders auf der ver-

fehlten Frauencharakteristik beruhenden ästhetischen Mängel des Stückes ungeachtet, am Ende Gervinus beipflichten müssen, wenn er, wie der Dichter selbst that, im Fiesco einen Vorschritt über die Räuber hinaus erblickt, weil Schiller mit seiner zweiten Tragödie seine Richtung auf das Historische begann. Auch Hillebrand, wennschon die Schwächen der Dichtung scharf betonend, gibt zu, daß der Fiesco über die Sphäre der Räuber sich erhebe, indem Schiller's zweite Tragödie aus der naturrechtlichen Anarchie, welche in der ersten dargestellt ist, zur Anschauung der freien Staatsordnung führen wolle. Dagegen hat Carriere nicht mit Unrecht geltend gemacht, daß Schiller in seinem subjectiven Drang nicht vermocht habe, im Fiesco der Geschichte gerecht zu werden, sondern er habe gemeint, sie verändern und meistern zu müssen, indem er, statt den Zufall mit der Macht des Schicksals zu begaben, eine Intrigue einschob. Hier liegt, glaube ich, der begründetste Vorwurf, welchen man dem Fiesco machen kann, aber zugleich auch die Entschuldigung des Dichters. Er schrieb unter dem Einfluß seiner Zeit. Was war denn bis zur französischen Revolution die ganze Geschichte des 18. Jahrhunderts Anderes als ein verworrenes Intriguenspiel? Gab es, als Schiller jung war, eine andere Politik als die der Hinterthüren, der Geheimtreppen und der — Oublietten? Nein. Wie leicht mußte daher unser Dichter, bevor ihm tiefere historische Studien den Einblick in den Gang der weltgeschichtlichen Entwicklung öffneten, verführt werden, den Kampf zwischen Despotismus und Freiheit in der Form der Intrigue anzuschauen und darzustellen. Aber wenn er so auf der einen Seite stark von seiner Zeit beeinflußt erscheint, so hat er sich auf der andern auch wieder über dieselbe erhoben. Ich meine, durch das Prophetische, was im Fiesco lag. Nicht umsonst trug das Stück den Titelbeisatz: „Ein republikanisches Trauerspiel.“ Es hatte sich in dieser Dichtung schon jenes wunderbare Vorgefühl kom-

mender Ereignisse geoffenbart, welches unserem Dichter wie keinem andern eigenthümlich ist und welchem wir noch mehrmals bei ihm begegnen werden. Wenn jemals ein Dichter ein Seher, ein Vorschauer zu heißen verdiente, ist es Schiller gewesen.

Die Luise Millerin war von vornherein für bühnengerecht erklärt worden und der Verfasser hatte Behufs der Aufführung keine Umänderungen, sondern nur einige Kürzungen und etliche Milderungen allzu drastischer Stellen vorzunehmen. Allein seine Freunde, durch die laue Aufnahme des Fiesco stutzig gemacht, sahen dem 15. April, an welchem Tage das Stück die Bühne beschreiten sollte, mit um so mehr Unruhe entgegen, als inzwischen Iffland vermittelst seines durch Schiller „Verbrechen aus Ehrsucht" getauften Familienstückes großen Beifall gewonnen hatte. Sie mochten nicht ohne Grund befürchten, daß ein Publicum, welches ein Iffland'sches Stück mit viel mehr Liebe aufgenommen als kürzlich den Fiesco, auch der neuen Schiller'schen Dichtung kein rechtes Verständniß entgegenbringen würde. Der Abend kam. Die Ankündigung des Stückes, welchem Iffland in Leistung eines Gegendienstes den Titel „Kabale und Liebe" gegeben, hatte das Theater dicht gefüllt. Schiller befand sich in einer Loge. Bei ihm war der treue Andreas und von diesem wissen wir, wie sich Dichter, Schauspieler und Zuschauer während der Darstellung gebahrten. Ruhig, heiter, aber in sich gekehrt und nur wenige Worte wechselnd, erwartete Schiller das Aufrauschen des Vorhangs. Aber als nun die Handlung begann, wer vermöchte den tiefen, erwartenden Blick, das Spiel der unteren gegen die Oberlippe, das Zusammenziehen der Augenbrauen, wenn Etwas nicht nach Wunsch gesprochen wurde, den Blitz der Augen, wenn auf Wirkung berechnete Stellen diese auch hervorbrachten — wer könnte dies beschreiben! Während des ganzen ersten Aufzugs entschlüpfte ihm kein Wort und nur beim Schlusse desselben ließ er ein: Es geht gut! hören. Der zweite Act wurde sehr lebhaft

und vorzüglich der Schluß mit so viel Feuer und ergreifender Wahrheit dargestellt, daß, nachdem der Vorhang niedergelassen war, alle Zuschauer auf eine damals ganz ungewöhnliche Weise sich erhoben und in stürmisches, einmüthiges Beifallrufen ausbrachen. Der Dichter wurde so sehr davon überrascht, daß er aufstand und sich gegen das Publicum verbeugte. In seinen Mienen, in der edlen, stolzen Haltung zeigte sich das Bewußtsein, sich selbst genug gethan zu haben.

Kabale und Liebe schließt den Kreis ab, welchen die Räuber eröffneten. Wie diese, wie der Fiesco, war auch Schiller's dritte Tragödie ein Protest gegen das Bestehende, speziell ein Protest des Herzens und der aufgeklärten Humanität gegen die anmaßlichen Kastenschranken und Rangunterschiede. Es ist noch viel ungeschlachter Titanismus in dem Stück und häufig greift darin die Kraftgenialität fehl. Mehr noch, weit mehr als die Darstellung vornehmer Schurkerei streift die Zeichnung der idealen Figuren, Ferdinand und Luise, an die Carricatur. Denn es ist doch wohl nicht anzunehmen, daß Schiller den Idealismus des jungen Offiziers absichtlich bis zur Gränze des Lächerlichen, die Sentimentalität Luise's bis zur kränklich-phrasenhaften Schwärmerei vorschreiten ließ, um an diesen beiden Charakteren etwa zu zeigen, wie die Bildungselemente der Zeit nicht selten zur Verbildung ausschlugen. So recht und voll aus dem Leben herausgeschnitten erscheint nur der Musicus Miller, den man mit Fug eine der besten Gestalten genannt hat, welche Schiller geschaffen. Aber müssen wir, um das Stück richtig zu würdigen, uns nicht fest auf den Standpunkt der Zeit stellen, in welcher es entstand? Thut man das, so wird man sagen müssen, daß in Kabale und Liebe viel mehr historischer Gehalt ist als im Fiesco. Der Instinct des Publicums merkte das auch unschwer heraus; denn es hatte ja nicht weit zu blicken, um vieler Orten in Deutschland Hofzustände zu sehen, wie das Stück sie schilderte. Erinnern wir uns, daß

die erste Idee dieser Tragödie dem Dichter im Arrestlocal zu Stuttgart aufgegangen war. Das Walten des Herzogs Karl während der ersten Hälfte seiner Regierung war mit düsteren Zügen in das Gedächtniß eines jeden Würtembergers geschrieben. Schiller brauchte sich bloß eines Montmartin, eines Wittleder, eines Gegel zu erinnern, um durchaus reale Vorbilder zu seinem Präsidenten Walter und zu seinem Secretär Wurm bei der Hand zu haben. Auch ein Vorbild zur Lady Milford fehlte nicht und es steht außer Zweifel, daß der Dichter unter dieser Maske die Gräfin von Hohenheim zeichnen wollte und wirklich gezeichnet hat. So angesehen, wird Kabale und Liebe stets als eines der bedeutendsten Zeugnisse der Sturm- und Drangstimmung und der realen Verhältnisse, aus welchen diese hervorging, in unserer Literatur dastehen. Die schlagartige Wirkung der Tragödie vermögen wir uns heute nur noch annähernd vorzustellen. Sie war ein reinigendes Gewitter in einer schwülen, verpesteten Atmosphäre. Der Druck des Stückes muß schon vor oder wenigstens unmittelbar nach der ersten Aufführung bei Schwan vollendet worden sein. Der alte Herr auf der Solitude erhielt sein Exemplar frisch von der Presse weg und erfreute den Sohn mit dem Bekenntniß, daß ihm das Stück gefallen habe, obgleich er das „gewisser Stellen wegen" nicht merken lassen dürfe. Allerdings mußten „gewisse Stellen" des Trauerspiels in Würtemberg mit verdoppelter Wucht einschlagen und so ist die ängstliche Vorsicht des Vaters leicht zu erklären. Viel leichter, als der Umstand, daß man nichts Arges darin fand, den Dichter, welcher doch bei Hofe für einen Undankbaren, für einen Deserteur und Rebellen galt, für eine Weile ungefährdet in sein Heimatland zurückkehren zu lassen, — nämlich „geistweise", wie wir Schwaben sagen. Denn im Frühjahr 1784 wurden in Stuttgart die Räuber mit großem Beifall aufgeführt. Iffland gab als Gastrolle den Franz Moor. Noch mehr, etwas später ging sogar Kabale und Liebe über die Bretter der Stutt-

garter Bühne und wir wissen, daß die beiden jüngeren Schwestern des Dichters dieser Darstellung anwohnten. Einerseits wird dadurch bewiesen, wie mächtig zu jener Zeit literarische Thatsachen waren, andererseits, daß der Polizeistaat damals noch nicht zu völliger, ängstlich-consequenter Ausbildung gelangt war. Freilich war die Aufführung von Kabale und Liebe eine für die Nerven der Stuttgarter Hofkreise zu starke Zumuthung gewesen und, in Wahrheit, man konnte billiger Weise nicht verlangen, daß die Walter und Wurm und Kalb mit Ruhe und Befriedigung zusähen, wie ihre Portraits da oben auf der Bühne allerlei Bedenkliches agirten. Eine Beschwerde ging also nach Hohenheim hinauf und von da herunter kam ein herber Verweis für den Oberst Seeger, daß dieser, welcher dem Theaterwesen vorstand, die Aufführung des Stückes gestattet hätte. Natürlich verschwand dasselbe sofort vom Repertoire, zu nicht geringem Verdruß der Schauspieler und des Publicums.

Während so der Versuch, an der Hand seiner Muse die alte Heimat zurückzuerobern, zunächst mißglückte, hatte es den Anschein, als sollte dem Dichter die Pfalz eine neue werden. Es bestand nämlich in Mannheim unter der Protection des Kurfürsten und dem Präsidium Dalberg's eine Art Akademie, die kurpfälzische deutsche Gesellschaft geheißen. In einer Sitzung derselben zu Anfang Februars 1784 wurde Schiller als ordentliches Mitglied aufgenommen und die kurfürstliche Bestätigung traf bald ein. Der Dichter sah das, wie er am 11. Februar an Frau von Wolzogen schrieb, „als einen großen Schritt zu seinem Etablissement an“ und äußerte in einem gleichzeitigen Schreiben an seinen Freund Zumsteeg in Stuttgart, er sei durch Aufnahme in die deutsche Gesellschaft in der Kurpfalz nationalisirt. Die ganze Sache war freilich im Grunde nur eine leere Formalität, allein wie ernst Schiller sie nahm, bezeugen die angezogenen Aeußerungen. Zum Eintritt in die deutsche Gesellschaft las er am 26. Juni in einer

öffentlichen Sitzung derselben seine Abhandlung: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?", welche nachmals unter dem Titel: „Die Schaubühne, als eine moralische Anstalt betrachtet," in die Sammlung der Werke des Dichters überging. Der Aufsatz ist im edelsten Sinne eine oratio pro domo, d. h. der Verfasser rechtfertigt darin in glänzendster Weise vor sich selbst und vor Anderen seinen Beruf als dramatischer Dichter. Die Aufgabe der Schauspielkunst wird groß, schön, wahrhaft idealisch gefaßt, das Drama in geistvolle Parallele mit der Religion gesetzt, die Kunst, und zwar namentlich die dramatische, als eine sittlich-religiöse Anstalt aufgezeigt. Ueberall blickt hier, wenn auch noch etwas unsicher tastend, schon der große Gedanke hervor, welchen Schiller später als Aesthetiker so herrlich ausgeführt hat, der Gedanke, die Menschen mittelst der Kunst zu erziehen, zu bilden, zu adeln.

Was der Dichter in seiner Abhandlung theoretisch angedeutet hatte, suchte er im Don Carlos praktisch zu gestalten. Er war mit neuer Liebe zu diesem Stoffe zurückgekehrt, nachdem er eine Weile an die Bearbeitung anderer gedacht hatte. Schon die Form des neuen Stückes sollte eine errungene höhere Stufe seiner Künstlerschaft bezeichnen. Er wählte statt der Prosa den fünffüßigen Jambus, welchen Lessing durch seinen Nathan mit dem glücklichsten Takt dem höheren Drama vindicirt hatte. Und diese Wahl markirte wahrlich keinen bloß äußerlichen Vorschritt. Der edle Rhythmenstrom, keine Trübung durch kraftgeniale Unbändigkeit duldend, symbolisirte die begonnene Läuterung von Schiller's Dichtergeist. Die Weltanschauung des Dichters, in seinen drei Erstlingsdramen verneinend und zerstörerisch aufgetreten, kehrt uns im Don Carlos die bejahende und aufbauende Seite zu. An die Stelle der gewaltsamen Revolution tritt die bildende Reform. Der Räuberdolch wandelt sich in das Schwert des freien Wortes, die rothe Glut der Brandfackel weicht dem milden Lichte

der Wahrheit. Dieser hohe Sinn kam in den Don Carlos wesentlich durch Einführung der Gestalt des Marquis Posa, welcher allmälig die bedeutendste der ganzen Tragödie werden mußte, weil Schiller den ganzen Adel seiner eigenen Natur dem Malteser einhauchte. Ja — ein schönes Wort von Heine zu adoptiren — er selbst ist jener Marquis Posa, der zugleich Prophet und Soldat ist, der auch für das kämpft, was er prophezeit, und unter dem spanischen Mantel das schönste Herz trägt, das jemals in Deutschland geliebt und gelitten hat. Freund Streicher, auch jetzt wieder der Vertraute von Schiller's Arbeiten, hörte mit Entzücken die Szenen an, welche ihm der Dichter unmittelbar nach ihrer Entstehung vorlas, und wie sehr der Letztere selbst durch seine neue Schöpfung gehoben wurde, zeigt uns die begeisterte Sprache, womit er im Deutschen Museum vom 12. Dezember 1784 die von ihm unternommene Zeitschrift, „die Rheinische Thalia," der Lesewelt ankündigte. „Das Publicum — hieß es hier unter Anderem — ist mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich an. Vor diesem und keinem anderen Tribunal werd' ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen als den Ausspruch der Welt, an keinen anderen Thron zu appelliren als an die menschliche Seele." Mit welchen Gefühlen mag Schiller auf diese Aeußerung juvenilen Enthusiasmus zurückgeblickt haben, als er nach gemachter näherer Bekanntschaft mit dem „Souverain", im Juni 1799 an Göthe schrieb: „Das einzige Verhältniß gegen das Publicum, das Einen nicht reuen kann, ist der Krieg." Als Hauptinhalt brachte die Rheinische Thalia in diesem und dem folgenden Jahre die drei ersten Acte des Don Carlos, in einer Gestalt, die freilich ihrer Fülle wegen das Stück für das Theater unbrauchbar machte. Die Kritik säumte nicht, auf diesen Fehler aufmerksam zu machen, und Wieland äußerte mit Grund, Schiller

sei noch zu reich, zu voll von Gedanken und Bildern, er sage zu viel und wisse seine Einbildungskraft noch nicht hinlänglich zu bemeistern. Der Dichter selbst ging von der lange festgehaltenen Ansicht aus, Don Carlos könnte und sollte kein Theaterstück werden, — eine ideale Auffassung der dramatischen Poesie, welche ihrem Wesen geradezu widerspricht. Es gibt keine ideale Bühne, sondern eben nur eine wirkliche und was für eine wirkliche! Aber wie sie auch sein mag, nur auf ihr kann ein Drama zu rechtem Leben gelangen. Später hat Schiller das erkannt und ist dazu verschritten, den Don Carlos durch Zusammendrängung desselben, die freilich immer noch nicht energisch genug war, dem Theater anzupassen.

Inzwischen hatte sich der Kreis der Bekanntschaften des Dichters bedeutend erweitert und es waren in diesen Kreis Personen eingetreten, die jetzt und später bestimmend auf sein Dasein wirkten. Am 7. Juli 1784 meldete er seiner mütterlichen Freundin in Bauerbach die flüchtige Begegnung mit einer Frau von L., welche, aus der Schweiz kommend, ihm Tags zuvor einen Besuch gemacht, aber ihn leider nicht zu Hause getroffen hätte, so daß er sie nur noch einen Augenblick vor ihrer Abreise gesehen habe. Es kann damit nur Frau Luise Juliane von Lengefeld gemeint sein, die Wittwe des 1775 verstorbenen schwarzburg-rudolstädtischen Kammerraths Karl Christoph von Lengefeld und Verwandte des Wolzogen'schen Hauses, aus welchem sie mütterlicherseits stammte. Sie war im vorigen Jahre mit ihren beiden Töchtern, Karoline und Charlotte, in die Schweiz gereist und hatte auf der Hinreise einige Tage in Stuttgart verweilt. Ihre Base, Frau von Wolzogen, welche damals dort war, hatte die Reisenden mit ihrem ältesten Sohn, dem Karlsschüler Wilhelm von Wolzogen, bekannt gemacht und der junge Mann von Karoline's Persönlichkeit einen ebenso tiefen als nachhaltigen Eindruck empfangen. Aber auch zur Solitude hinauf war Frau von Wolzogen mit ihren Gästen

gegangen und hatte sie bei Schiller's Familie eingeführt. Frau Elisabeth ahnte sicherlich nicht, daß sie das eine der beiden jungen Mädchen, welche damals über ihre Schwelle traten, zehn Jahre später als die Frau ihres Fritz umarmen würde. Frau von Lengefeld brachte mit ihren Töchtern fast ein ganzes Jahr in der Schweiz zu, hauptsächlich in Vevay, wo Lotte, für welche ihre Mutter die Stellung einer Hofdame anstrebte, eifrig in der französischen Sprache sich üben mußte. Auf der Heimreise nach Rudolstadt am 6. Juli 1784 Mannheim passirend, suchten die Damen den Dichter auf. Allein die Begegnung war, wie schon erwähnt, eine so flüchtige, daß kein Gespräch sich entfalten, kein Wort, das lebhafteren Antheil erregt hätte, fallen konnte. Zudem hatten den beiden Schwestern zwar einzelne Szenen der Räuber Theilnahme abgewonnen, aber zugleich hatte „die Masse von wildem Leben" in dem Stücke sie zurückgeschreckt und endlich waren ihre Seelen von den großen Naturbildern der Alpenwelt so voll, daß zunächst für Anderes kein Raum blieb. Doch wurden die Schwestern, und zwar die ältere mehr noch als die jüngere, von der hohen, edlen Gestalt des Dichters frappirt und sie wunderten sich, daß „ein so gewaltiges und ungezähmtes Genie ein so sanftes Aeußere haben könne." Schiller seinerseits fand nur das nackt Thatsächliche dieses Besuches bemerkenswerth und es ist eigenthümlich, daß diese Menschen, welche sich später so innig mit einander verbinden sollten, bei ihrem ersten Zusammentreffen fast ganz theilnahmlos an einander vorübergingen.

Lebhaftere Erregungen brachte für den Dichter ein in dieselbe Zeit fallender Besuch seiner Schwester Christophine, welche in Reinwald's Begleitung kam, der schon so ziemlich für ihren erklärten Bräutigam galt. Kaum waren Schwester und Freund wieder fort, so traf eine junge Frau in Mannheim ein, welcher Schiller schon im Hause der ihr verwandten Wolzogen in Bauerbach begegnet war, — abermals eine Lotte. Charlotte Marschalk

von Ostheimb, zu Waltershausen in Thüringen 1761 geboren, hatte, nachdem sie Vater und Mutter frühe verloren, eine Jugend voll rasch wechselnder Eindrücke verlebt. Von Natur genialisch, schwärmerisch, reizbar, phantastisch, war sie ohne geregelte Erziehung aufgewachsen. Schon vor der Confirmation hatte sich in dem Kopfe des jungen Mädchens die bunteste Ernte von Lesefrüchten angehäuft. Die Bibel, der Koran, Voltaire, Rousseau, Shakspeare, Klopstock, Wieland waren nur vorragende Punkte in dieser „uferlosen Leserei", welchen Ausdruck auf diese Frau ihr späterer Geliebter, Jean Paul, ebenso gut wie auf sich selbst hätte anwenden können. Rechnet man dazu die tiefschmerzlichen Eindrücke, welche Familienmißgeschicke aller Art auf die junge Charlotte hervorbrachten, rechnet man endlich dazu, daß sie im Herbst 1783 zu einer Convenienzheirat mit einem ungeliebten Manne veranlaßt und vom Altar weg ohnmächtig in den Wagen getragen worden war, welcher sie in die „Flitterwochen" führen sollte, — so wird man sich dieses zwischen aufgespanntem Heroismus und hinschmelzender Liebesbedürftigkeit, zwischen Flackerglut und Frost seltsam schwankende weibliche Wesen einigermaßen vorstellen können, das noch zwölf Jahre nach dem Zeitpunkt, von welchem hier die Rede ist, Jean Paul „ein Weib mit einem allmächtigen Herzen, mit einem Felsen-Ich" und eine „Titanide" nannte, um nach ihr seine Linda im Titan zu schaffen. In jungen Jahren muß Charlotte, wenn nicht sehr schön, so doch jedenfalls das gewesen sein, was man damals „erstaunend" nannte und heutzutage pikant nennt. Noch 1796 schrieb Jean Paul von ihr: „Sie hat zwei große Dinge: große Augen, wie ich keine noch sah, und eine große Seele. Sie spricht gerade so, wie Herder in den Briefen über Humanität schreibt. Sie ist stark, voll, auch das Gesicht, schlägt die großen, fast ganz zugesunkenen Augen himmlisch in die Höhe, wie wenn Wolken den Mond wechselsweise verhüllen und entblößen." Gewiß muß der Zauber der Persönlichkeit

dieser Frau, welche wie kaum eine zweite die Stimmung der Sturm- und Drangperiode repräsentirte, zur Zeit, wo sie als Dreiundzwanzigjährige unseren Dichter in Mannheim begrüßte, noch viel stärker gewirkt haben als später, wo der große Humorist denselben so lebhaft empfand. Charlotte war mit ihrem Gatten, dem Major Heinrich von Kalb, nach Mannheim gekommen, wo sie weilte, während jenen sein Dienst nach Landau rief. Sie hatte Aufträge Seitens der Frau von Wolzogen und Reinwald's an Schiller zu bestellen und es ist unzweifelhaft, daß die Erscheinung des Dichters Charlotte's Seele sogleich tief und gewaltig erregte, vielleicht die Wirkung des früheren Begegnens im Rhöngebirge nur erneuernd und erhöhend. Im hohen Alter noch, als die vielgeprüfte, achtzigjährige Frau die Erinnerungen ihrer reichen und bewegten, aber unglücklichen Vergangenheit sammelte, schlug das Andenken an jenes Wiederfinden in Mannheim wie eine helle Lohe in ihrer Brust auf und in dem turbulenten Zugwolkenstyl, welcher ihrem Wesen vollständig entsprach, äußerte sie darüber: — „In der Blüthe des Lebens bezeichnete Schiller des Wesens reiche Mannigfaltigkeit; sein Auge glänzend von der Jugend Muth; feierlicher Haltung, gleichsam sinnend, von unverhofftem Erkennen bewegt. Bedeutsam war ihm Manches, was ich ihm sagen konnte, und die Beachtung zeigte, wie gern er Gesinnungen mitempfand. Einige Stunden hatte er geweilt, da nahm er den Hut und sprach: „Ich muß eilend in das Schauspielhaus." Später habe ich erfahren, Kabale und Liebe wurde diesen Abend gegeben und er habe den Schauspieler ersucht, ja nicht den Namen „Kalb" auszusprechen. Bald kehrte er wieder, freudig trat er ein, Willkommenheit sprach aus seinem Blick. Durch Scheu nicht begränzt, traulich, da gegenseitig mit dem Gefühl des Verstandenseins das Wort gesprochen werden konnte, löste der Gedanke den Gedanken, ohne Wahl, ohne Nachsinnen, — wohl die Rede eines Sehers. Im Lauf des Gesprächs rasche Heftigkeit, wechselnd mit

fast sanfter Weiblichkeit, und es weilte der Blick, von hoher Sehnsucht beseelt. Das Leben erblühete — heute ein erstorbenes.“ Mit diesem Enthusiasmus contrastirt nicht wenig die kühle Art, womit sich der Dichter seinerseits Anfangs über Charlotte vernehmen ließ. Ganz kurz schrieb er seiner Freundin in Bauerbach: „Die Frau zeigt sehr viel Geist und gehört nicht zu den gewöhnlichen Frauenzimmerseelen.“ Die Kühle sollte aber bald in Wärme umschlagen. Vorerst brachte der Umgang Schiller's mit Frau von Kalb die Erneuerung einer Szene zuwege, wie sie im September 1782 in der Wohnung des Regisseur Meyer stattgefunden hatte. Eines Nachmittags kam der Dichter mit dem fertigen ersten Act des Don Carlos zu Charlotte, deren Erwartung von dem neuen Drama sehr hochgespannt war. Schiller begann vorzulesen und las und las, ohne daß die Zuhörerin ein Zeichen von Empfindung oder Beifall blicken ließ. „Nun, gnädige Frau, wie gefällt es Ihnen?“ — Charlotte lacht laut auf und sagt: „Lieber Schiller, das ist das Allerschlechteste, was Sie noch gemacht haben.“ — „Nein, das ist zu arg!“ erwidert er, wirft ärgerlich die Handschrift auf den Tisch, nimmt Hut und Stock und geht weg. Sogleich greift Charlotte nach dem Manuscript, liest, wird entzückt und bittet dem Dichter ihr voreiliges Urtheil förmlich ab, sagt ihm aber auch, daß seine Dichtungen durch seine heftige, stürmische Declamation nothwendig verlieren müßten.

Es war ein recht verworrenes Getriebe und Gedränge im Seelenleben unseres Dichters zu dieser Zeit: — „Keine Ruh' bei Tag und Nacht!“ Während die Erinnerung an Lottchen von Wolzogen mehr und mehr ihren leidenschaftlichen Stachel verlor, näherten sich die Beziehungen zu Charlotte von Kalb schon der Gränzlinie, wo das freundschaftliche Gefühl in ein leidenschaftlicheres übergeht. Außerdem muß Schiller — wenn wir nämlich in dieser Hinsicht den Erinnerungen der Frau von Kalb Glauben schenken dürfen — damals zu Mannheim mit einer

Schauspielerin, die man nach ihrer Rolle in den Räubern Amalia zu nennen pflegte, einen Liebeshandel gehabt haben, an welchen er später nicht ohne Beschämung zurückdenken konnte. Die Verwirrung wird noch erhöht, wenn wir erwägen, daß gegen das Ende des Jahres 1784 hin und noch in das folgende hinein Margaretha Schwan die eigentliche Herzenskönigin des Dichters gewesen ist. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Tochter des gastlichen Hauses, in welchem Schiller viel verkehrte, seinem Herzen nah und näher trat. Margaretha war jung, schön, ungewöhnlich gebildet, der Literatur und Kunst zugewandt und aus ihren großen, ausdrucksvollen Augen blickte ein lebhafter und reicher Geist. Was Wunders, daß unser Dichter für diese, in fast täglichem Verkehr vor ihm entfalteten Vorzüge nicht unempfänglich blieb, und was Wunders, daß Margaretha's Herz allmälig dafür sprach, ihr Loos mit dem eines Mannes von so viel Genie und Seelenadel zu verbinden? Das Verhältniß gestaltete sich gegenseitig vom Herbste 1784 bis zum Frühling 1785 immer ernster, und als Schiller Mannheim verließ, geschah es mit dem festen Vorsatz, sich die Hand Margaretha's von ihrem Vater zu erbitten. Er that dies schon unterm 24. April 1785 von Leipzig aus. Aber sei es nun, daß Herr Schwan Bedenken trug, seine Tochter einem Manne von so unsicherer Stellung, wie die des Dichters damals war, zu geben, sei es, daß er wirklich, wie er dem Bewerber schrieb, überzeugt war, Margaretha würde bei der „Eigenthümlichkeit ihres Charakters“ keine passende Lebensgefährtin für Schiller abgeben, genug, die Antwort lautete abschlägig. Herr Schwan hatte seine Tochter weder von dem Antrag noch von der Ablehnung desselben in Kenntniß gesetzt und sie wurde daher tief betrübt, als sie von dem Dichter, welchem sein Zartgefühl verbot, unter solchen Umständen den Briefwechsel mit ihr fortzusetzen, mit einmal Nichts mehr erfuhr. Schiller legte mit männlicher Fassung diese gescheiterte Hoffnung zu den andern gescheiterten Jugend-

hoffnungen und bewahrte dem Schwan'schen Hause ein freundschaftliches Andenken. Margaretha heiratete später einen Herrn Götz, starb aber schon im Alter von 36 Jahren. Sie war vor ihrem Tode noch einmal mit Schiller zusammengetroffen, in Heidelberg (?) im Jahre 1793, als der Dichter mit seiner Frau nach Schwaben reiste, und diese erzählte ihrer Schwester Karoline, Schiller und die liebenswürdige junge Frau Götz seien bei diesem Wiedersehen gleich tief bewegt gewesen.

Zu allen den Herzenswirren des Mannheimer Aufenthalts Schiller's kamen äußere Bedrängnisse. Der alte Stuttgarter Schuldenschaden war sehr fühlbar wieder aufgebrochen. Der Freund, welcher sich seiner Zeit für die Summe, welche der Druck der Räuber in Anspruch genommen, verbürgt hatte, war, von dem Gläubiger hart bedrängt, nach Mannheim geflohen und da verhaftet worden. Schiller's Pein war groß. Da half ein einfacher und keineswegs reicher Bürgersmann, der Baumeister Hölzel, in dessen Hause der Dichter wohnte, aus der Verlegenheit, indem er das nöthige Geld beschaffte. Hauptsächlich zur Tilgung seiner Verbindlichkeiten unternahm Schiller die Rheinische Thalia, allein schon das erste Heft der Zeitschrift verfeindete ihn mit den Mannheimer Schauspielern, welche sich die strenge Kunstkritik, die der Dichter an ihnen geübt, nicht gefallen lassen wollten. Nun begannen alle die Häckeleien, Hetzereien, Nörgeleien, welche in Theaterkreisen zu Hause sind. Dalberg's „Pulverfeuer" war auch verflackert. Er hatte wohl in Schiller einen unterthänigen Diener zu erwerben gemeint, welcher ihm bei allen seinen theatralischen Versuchen und Zuschneidereien bereitwilligst helfen würde. Aber während man einen Don Carlos dichtet, kann man sich doch wohl zu solchen Dingen nicht hergeben. Auch stieß bei aller Liebenswürdigkeit Schiller's im persönlichen Umgange die Selbstständigkeit seiner Denkungsweise doch vielfach an. Er konnte sich nie überwinden, den Rücken zu biegen, wo er

aufrecht zu stehen sich berechtigt fühlte. Das Diplomatisiren und Laviren war nicht seine Sache. Sein Selbstbewußtsein — obgleich, wo er es mit Güte und Sympathie zu thun hatte, stets bescheiden — hatte zudem um diese Zeit von außen her eine Kräftigung erhalten, welche ihn sicherer auftreten ließ. Zu Anfang des Jahres 1785 hatte man in Mannheim erfahren, daß der Herzog Karl August von Weimar an dem verwandten Hofe von Darmstadt zu Besuche sei, und Schiller kam dadurch auf den Gedanken, die Bekanntschaft dieses Fürsten zu suchen, der Wieland's Zögling und Göthe's Freund war. Frau von Kalb bestärkte den Freund in dieser Absicht, und mit den thüringischen Hofkreisen vielfach liirt, versah sie ihn mit Empfehlungsbriefen. Diese öffneten dem Dichter die Thore des Darmstädter Schlosses und verschafften ihm Zutritt zu dem Herzog von Weimar. Von diesem und der Landgräfin von Hessen gütig empfangen, erbat er die Erlaubniß, den Fürstlichkeiten den ersten Act des Don Carlos vorlesen zu dürfen. Sie ward freundlich gewährt und die edle Dichtung that volle Wirkung. Es gehört sicherlich zu den anmuthendsten Bildern aus jener Zeit, wenn wir uns unseren Dichter vorstellen, wie er auf dem glatten Parkett eines Fürstenschlosses einem Kreise vornehmer Herren und Damen, worunter regierende Landesherren, jenes Hohelied vorliest, woraus die idyllische Ahnung einer humanen Zukunft der Menschheit „wie ein Blumenwald" hervorblüht. Ob ihm seine Freundin Charlotte auch eine Warnung, sich beim Declamiren seiner wohllautenden Verse gehörig in Acht zu nehmen, mit auf den Weg gegeben hatte? Sehr wahrscheinlich, denn die Vorlesung erregte entschiedenen Beifall. Karl August ließ es auch dabei nicht bewenden, sondern gab dem Dichter noch ein besonderes Zeichen seiner Anerkennung, indem er ihn zum Rath ernannte. Wie doch das Leben wunderlich mit den Menschen spielt! Ein Gedicht, welches den idealen Sieg des Reinmenschlichen über die Convenienz feiert, trug seinem Verfas-

ser einen rein conventionellen Titel ein. Aber es war doch Etwas und in Schiller's Lage gar nichts so Unbedeutendes. Wie man sich auch anstellen mag, die Gesellschaft wird stets von Formen beherrscht. Unser Dichter war jetzt immerhin nicht mehr der entwichene Regimentsmedicus, sondern der Herzogl. Weimar'sche Rath Schiller. Und der Herr Rath zeigte auch gar wenig Neigung, sich als Theaterdichter länger hudeln zu lassen. Wenige Tage nach seiner Zurückkunft aus Darmstadt, am 19. Januar, ließ er sich über eine Abends zuvor stattgehabte arg verpinselte Darstellung von Kabale und Liebe scharf gegen Dalberg heraus. In und mehr noch zwischen den Zeilen dieser Zuschrift, welche mit den Worten schloß: „Ich glaube und hoffe, daß ein Dichter, der drei Stücke auf die Bühne brachte, worunter die Räuber sind, einiges Recht hat, Mangel an Achtung zu rügen" — stand deutlich zu lesen, daß Schiller's Verhältniß zu der Mannheimer Bühne völlig unhaltbar geworden war. Je rascher dasselbe ganz gelöst werden konnte, desto lieber war es ihm.

Er wollte fort, denn auch die unklaren, mehr und mehr leidenschaftlich gewordenen Beziehungen zu Charlotte und Margaretha waren ganz darnach angethan, ihn zu ängstigen. Glücklicher Weise war er diesmal nicht zweifelhaft, wohin er sich wenden sollte. Fernher, aus Sachsen, winkte ihm einladend eine Freundeshand, die Hand des Freundes, welcher ihm von jetzt an bis zu seinem Tode der vertrauteste gewesen ist. Schon im Juni 1784 war aus Leipzig ein Paket an ihn eingelaufen, welches neben einem huldigenden Brief die Composition eines Liedes aus den Räubern, eine kostbar gestickte Brieftasche und vier Portraits enthielt. Diese stellten zwei junge, damals in Leipzig lebende Gelehrte dar, Chr. Gottfr. Körner, den nachmaligen Vater Theodor Körner's, und seinen Freund L. F. Huber, nebst ihren Verlobten, den Schwestern Minna und Dora Stock. Brief und Tondichtung waren von Körner, Minna hatte die

Brieftasche gestickt, Dora die Portraits gezeichnet. Erst im Dezember hatte Schiller die freundliche Zusendung beantwortet, dann aber auch aus voller Seele. Aus dem fortgesetzten Briefwechsel war zwischen unserem Dichter und Körner rasch eine jener edlen, ich möchte sagen idealen Freundschaften erwachsen, welche dem 18. Jahrhundert so sehr zur Ehre gereichen. Zu dem noch ungesehenen und ihm doch schon so nahe getretenen Freunde sehnte sich Schiller aus dem Gedränge der Mannheimer Mißverhältnisse, insbesondere, seit ihm zu seinem Schrecken klar geworden, daß seine ideale Auffassung der Aufgabe des Theaters zu den theatralischen Wirklichkeiten Mannheims in einem nicht zu vermittelnden Widerspruche stände. Ganz niedergedrückt, schrieb er am 22. Februar 1785 den Freunden in Leipzig: „Ich kann nicht mehr in Mannheim bleiben. In einer unnennbaren Bedrängniß meines Herzens schreibe ich Ihnen, meine Besten. Ich kann nicht mehr hier bleiben. Zwölf Tage habe ich's in meinem Herzen herumgetragen, wie den Entschluß, aus der Welt zu gehen. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider, und was mir (hier) vielleicht noch theuer sein könnte, davon scheiden mich Convenienz und Situation. Mit dem Theater habe ich meinen Contract aufgehoben ....; Werden Sie mich wohl aufnehmen? Sehen Sie, ich habe zu Mannheim schon feierlich aufgekündigt und mich unwiderruflich erklärt, daß ich abreisen werde, um nach Leipzig zu gehen. Leipzig erscheint meinen Träumen und Ahnungen wie der rosige Morgen jenseits der waldigen Hügel. In meinem Leben erinnere ich mich keiner so innigen prophetischen Gewißheit, wie diese ist, daß ich in Leipzig glücklich sein werde. Bis hieher haben Schicksale meine Entwürfe gehemmt. Mein Herz und meine Muse mußten zu gleicher Zeit der Nothwendigkeit unterliegen. Es braucht Nichts als eine solche Revolution meines Schicksals, daß ich ein ganz anderer Mensch, daß ich anfange Dichter zu werden."
Körner schrieb schon unterm 3. März zurück, daß er den Freund

mit offenen Armen empfangen werde, und wie wenig das eine bloße Phrase war, zeigte der Treffliche dadurch, daß er dem Dichter einen Wechsel übersandte, vermittelst dessen es diesem hauptsächlich ermöglicht wurde, seine lastenden Mannheimer Verbindlichkeiten wenigstens nothdürftig zu erfüllen. Bevor der Monat zu Ende, war er reisefertig.

Er wollte am letzten Abend seines Aufenthalts in Mannheim nur seinen treuen Andreas zur Gesellschaft haben. Aber zuvor erlebte er noch eine ganz eigenthümliche Szene mit Charlotte von Kalb, eine Szene, welche das in dem vorhin angezogenen Schreiben an Körner hingeworfene Wort commentirt, daß Convenienz und Situation ihn von dem schieden, was ihm vielleicht noch theuer sein könnte. Der Dichter war gegangen, der Freundin Lebewohl zu sagen. Ein bewegtes Gespräch entspinnt sich im Drange der Stunde zwischen den Beiden. Schiller geräth ins Pathos und sagt: „Das Feuer meiner Seele hat in Ihrem reinen Lichte sich entzündet. Ihre Gegenwart gab mir eine Begeisterung und einen Frieden (?), die ich früher nicht gekannt. Das Saitenspiel unserer Seelen weiß von einer höheren Harmonie. Vor Allem weiß ich, wir leben nur in der Blüthe der Jugend das Leben; sie ist die Verklärung der flammenden Seele. Mein Herz fühlt, wie — Du nie dieses Sehnen trüben, nie solchen Glanz entweihen kannst. Du kennst nicht meine Trauer um Dich. Aber was kannst Du verlieren? Du bist so selbstbestimmt. So dachte ich mir das Weib nicht. Allzufrüh mit Irrthum und Kummer bekannt, war mein Gedanke verhüllt, mein Gemüth verbittert. Da fand mein Genius Deine Töne; sie sprachen meine Gedanken aus. Wie der Strom, wie das Feuer, so waren unsere Seelen eins! Ich liebte die Begeisterte und wäre immer Dein, hätte ich den Muth für diese Liebe. Nein, ruhig sei meine Seele, unabhängig von dieser Macht, die mich ängstiget und entzückt.“ Nicht weniger, sondern eher noch mehr dithyrambisch entgegnet ihm die

Freundin: „Seitdem ich Sie kenne, verlange ich mehr als ich vormals von den Tagen erbeten. Nie habe ich bekannt, wie öde die Vergangenheit. Sie wollen unsern Bund trennen? Das Leben hat Sie mir gesandt. Momente nur sind im reinen Sein uns gegönnt, und diese Gabe besserer Stunden, auch sie wäre dahin? O, wären Sie von irdischer Sorge frei, nicht so nach Ruhm strebend, des Friedens vertilgendem Feind! Schmerz ist mir die Trennung; doch Sie kennen die Einsamkeit, die gottgeweihete Stille. Hoffnung! Glaube! Wir fühlen Beide: wer eine Seele sein nennt auf dem Erdenrund, der scheidet nie... Du! sagen Sie, Du! sage ich. Die Wahrhaftigkeit kennt kein Sie. Die Allseligen sind ein Du, das Du ist einer ewigen Verbindung Siegel!" Arme Titanide mit den großen Augen und der großen Seele, du solltest nach nicht gar langer Frist erfahren, wie zerbrechlich so ein Siegel sei.

Von diesem excentrischen Auftritt erholte sich der Dichter bei dem schlichten Streicher. Die Freunde saßen bis Mitternacht beisammen, sprachen Vergangenes durch und entwarfen Zukunftspläne. So lange man jung ist, glaubt man ja immer wieder von vorne anfangen zu können. Es heißt da nicht nur: ein ander Städtchen, ein ander Mädchen; sondern auch: ein neuer Ort, ein neuer Port. Wir hörten, wie Großes Schiller von seiner Uebersiedelung nach Leipzig erwartete, und ein glaubwürdigster Zeuge sagt uns, daß der Dichter dort ein ganz neues Leben beginnen wollte. Er hatte sich auf den rauhen Steinen und spitzen Dornen einer deutschen Schriftstellerlaufbahn die Füße wundgegangen. Man wußte damals und noch lange nachher nicht, daß das geistige Eigenthum zu respectiren sei wie das materielle. Autoren und Verleger waren gleichsam vogelfrei, d. h. schutzlos der Buschklepperei des Nachdrucks überliefert. Was vollends das Theater betraf, so mußten lange Jahre vergehen, bevor Schiller seine in Mannheim damit gemachten Erfahrungen

soweit vergessen konnte, um mit neuem Muth wieder an der Verwirklichung seiner großen Idee von der Schaubühne zu arbeiten. Für jetzt beabsichtigte er, nur noch in weihevollsten Stunden des Musendienstes zu pflegen; seine ganze übrige Zeit sollte einem Studium gewidmet sein, welches ihm, wie er hoffte, an einem der sächsischen Höfe eine ehrenhafte Stellung sichern würde. Er wollte die Rechtswissenschaft wieder aufnehmen und dieselbe, wie ihm möglich schien, binnen eines Jahres an der Universität Leipzig absolviren, wenigstens soweit, daß er zum Doctor promovirt werden könnte. Einem Juristen stand ja der Weg zu vielen Aemtern offen. Mit Phantasie und Feuer malte er diesen Plan aus und wußte auch den guten Andreas so sehr dafür zu erwärmen, daß dieser vollständig damit einverstanden war. Das „rosenbekränzte Schooßkind Jovis“ muß in jener Mitternachtsstunde den beiden jungen Männern allerlei goldene Zukunftsbilder vorgegaukelt haben; denn als sie endlich sich trennten, gaben sie sich nicht zum Scherze, sondern alles Ernstes die Hände darauf, einander nicht zu schreiben, bis der Eine Minister und der Andere Kapellmeister sein würde.

Aber — so schließt der wackere Streicher, von welchem wir hier mit seinem dichterischen Freund Abschied nehmen, seine Mittheilungen — aber „die Himmlischen hatten anders über Schiller beschlossen. Sie ließen es nicht zu, daß eine solche Fülle von Gaben, reich genug, um Millionen zu beglücken, nur auf einen engen Kreis beschränkt oder ganz unfruchtbar bleiben sollte. Mit Liebe leiteten sie nun an sanfter, gütiger Hand ihren Begünstigten in die Arme von Freunden, die Alles aufboten, damit er seinem hohen Berufe nicht ungetreu würde, damit er die unendliche Menge des wahrhaft Schönen und Guten, welches er in sich trug, zur Veredlung der Menschheit, zur Erleuchtung und Stärkung kommender Geschlechter, zu unvergänglichem Ruhme seiner selbst, sowie zu dem seines Vaterlandes anwenden konnte.“

Viertes Kapitel.

Leipzig. Gohlis. Loschwitz. Dresden.

Rückblick. — Christian Gottfried Körner. — Ankunft in Leipzig. — „Afflatus divinus." — Eine schwärmerische Stunde. — Großmuth der Freundschaft. — Villeggiatur in Gohlis. — Das Lied an die Freude. — Ein Mythus. — Don Carlos in Prosa auf der Bühne. — Ein Reiter-Abenteuer. — Das Weinbergshaus in Loschwitz. — Glückliche Tage. — Dichterische Arbeiten und historische Studien. — Das Fräulein von Arnim. — Schmerzliche Trennung und Aufbruch nach Weimar. — Freigeisterei der Leidenschaft und Resignation.

Mit Mannheim lag eine bedeutsame Station seines Wanderlebens hinter unserem Dichter. Er war dort reicher geworden an Lebenskenntniß, wenn auch mehr nach der dunkeln als nach der hellen Seite hin. Er hatte Gelegenheit gehabt, in mancherlei Formen der Auffassung und Führung menschlichen Daseins hineinzublicken und das Spiel der Interessen, Neigungen, Leidenschaften und Thorheiten der Menschen in seinem inneren Getriebe zu beobachten. Frauen von Seelenschwung, Bildung und Grazie hatten durch ihren Umgang dazu beigetragen, das Räthsel der Weiblichkeit, welches dichterisch zu lösen ihm, dem vorzugsweise männlichen Dichter, freilich nie völlig gelingen sollte, ihm wenigstens weniger fremdartig erscheinen zu lassen. Auch in dieser Beziehung bezeugt der Don Carlos einen bedeutenden Vorschritt: die Königin Elisabeth ist denn doch eine andere Frauengestalt als die Amalia in den Räubern, Leonore und Julia im Fiesco oder die Heldin von Kabale und Liebe. Das Gesammtresultat der Mannheimer Erfahrungen Schiller's war freilich mehr ein niederschlagendes als ermuthigendes. Der Souverain, welchen er in der Ankündigung der Rheinischen Thalia als den seinigen anerkannte, das Publicum, hatte seine publizistischen Dienste keineswegs mit großer Gunst aufgenommen, und wie als Publizist war er auch als Theaterdichter mit der Wirklichkeit in herbe Conflicte gerathen. Allerdings arbeitete gerade zu jener Zeit an verschiedenen

Orten Deutschlands die Schauspielkunst mit Energie, wenngleich nicht immer mit den richtigsten Mitteln, daran, den Gedanken eines Nationaltheaters der Verwirklichung näher zu führen; aber damit war die weite und tiefe Kluft, welche zwischen den bestehenden theatralischen Verhältnissen und der idealischen, von unserem Dichter der Bühne gestellten Aufgabe gähnte, wahrlich noch lange nicht ausgefüllt. Es war ihm vorbehalten, später in Verbindung mit Göthe, wenn nicht die Ausfüllung, so doch die Ueberbrückung dieser Kluft zu versuchen. Für jetzt hatte er nur die Einsicht gewonnen, daß weder Schauspieler noch Zuschauer für seine dramatischen Ideale reif seien. Daß er sich trotzdem den Glauben an diese bewahrte, daß er sich aus der tiefen Verstimmung, in welche alle die leidigen Mannheimer Erfahrungen ihn geworfen, so bald wieder aufrichtete, daß er endlich an seinem neuen Aufenthaltsorte, statt, wie er momentan beabsichtigt hatte, die Pfade einer gewöhnlichen Betriebsamkeit und eines gewöhnlichen Glückes einzuschlagen, die beschwerliche, von seiner wahren Bestimmung ihm vorgezeichnete Bahn verfolgte, das verdankte er einerseits seiner durchweg auf das Große, Erhabene, Idealische angelegten Natur, andererseits der liebevollen Einwirkung eines Freundes, dessen Gewinnung als eine der günstigsten Schicksalsfügungen in Schiller's Leben anzusehen ist.

Dieser treffliche Freund war Körner, auf dessen Verhältniß zu unserem Dichter man die Worte anzuwenden versucht ist, welche Göthe seine Iphigenie zum Preise des Pylades sprechen läßt. Als der Sohn einer wohlhabenden Familie 1756 zu Leipzig geboren, hatte Körner seine Studienzeit und nachmals die Gelegenheit, zu reisen, benützt, sich außer seiner Fachwissenschaft, der Jurisprudenz, mancherlei Kenntnisse anzueignen. Seine ersten jugendlichen Wünsche waren auf schriftstellerische Thätigkeit gerichtet gewesen und seine philosophische und ästhetische Bildung kamen später dieser Absicht zu Hülfe. Doch ward er frühzeitig genug

inne, daß er bei dem Mangel an eigentlicher Productivität auf diesem Felde mit der Rolle eines Dilettanten sich begnügen müsse, und er war, nachdem er als Privatdozent an der Leipziger Universität gewirkt, gerade zur Zeit der Uebersiedelung Schiller's nach Sachsen, im Begriffe, einem Rufe als Consistorialrath nach Dresden zu folgen, sowie, mit Minna Stock, der reizenden, gebildeten und gutherzigen Tochter des gleichnamigen Leipziger Kupferstechers, sich zu verbinden. Körner, dessen Namen sein einziger Sohn Theodor zu einem dem Vaterlande für immer geliebten machen sollte, stand mit vielen vorragendsten Männern seiner Zeit in freundlichen Beziehungen, und wie wenig er auch selber schrieb oder wenigstens drucken ließ, so hat er doch durch Anregung und von geläuterter Kunstansicht getragenes Urtheil vielfach wohlthätig auf den Gang unserer Literatur eingewirkt. Wie in allen Verhältnissen, so hat er auch in dem zu Schiller seinem Wahlspruch nachgelebt: Vitam impendere vero. Um ganz zu verstehen, was er nicht allein dem Menschen, sondern auch dem Künstler und Schriftsteller Schiller gewesen ist, muß man den Briefwechsel der Beiden lesen. Das ist so ein Buch, an welchem ein deutsches Herz sich erfrischen und erfreuen kann. Ja, wie Pylades dem „umgetriebenen" Orest, so hat Körner unserem Dichter „aus seiner Seele Tiefen Rath und Hülfe gereicht." Schiller fühlte aber auch innig, was er an Körner besaß, und stellte dem Freunde, dessen Herz er „nie auf einem falschen Klang überraschte," in einem Brief vom 4. Dezember 1788 an Lotte von Lengefeld das schöne Zeugniß aus: „Sie haben sehr recht, zu sagen, daß Nichts über das Vergnügen gehe, Jemand in der Welt zu wissen, auf den man sich ganz verlassen kann. Und das ist Körner für mich. Es ist selten, daß sich eine gewisse Freiheit in der Moralität und in Beurtheilung fremder Handlungen oder Menschen mit dem zartesten moralischen Gefühl und mit einer instinktartigen Herzensgüte verbindet. Er

hat ein freies, kühnes, philosophisch aufgeklärtes Gewissen für die Tugenden und Fehler Anderer und ein ängstliches für sich selbst, — gerade das Gegentheil dessen, was man alle Tage sieht, wo sich die Menschen Alles und ihren Nebenmenschen Nichts vergeben. Freier als er von Anmaßung ist Niemand; aber er braucht einen Freund, der ihn seinen eigenen Werth kennen lehrt, um ihm die so nöthige Zuversicht zu sich selbst, das, was die Freude am Leben und die Kraft zum Handeln ausmacht, zu geben."

Wie es scheint, hatte sich des Dichters Abreise von Mannheim bis in die zweite Woche des April 1785 hingezögert. Wenigstens traf er erst am 17. April in Leipzig ein, und ungeachtet all der Fatalitäten der Reise („Morast, Schnee und Gewässer"), von welchen er am 24. des Monats an Schwan Meldung that, ungeachtet auch der gründlichen Langsamkeit, womit die „Reichspostschnecke" derartige Hindernisse überwand, ist doch nicht anzunehmen, daß der Abgang Schiller's von Mannheim noch im März stattgefunden habe. Wir wissen auch von keinem Aufenthalt unterwegs. Körner war bei der Ankunft des sehnlich Erwarteten nicht in Leipzig anwesend, da ihn seine Angelegenheiten nach Dresden gerufen hatten; aber der Ankömmling wurde von Huber und dem Stock'schen Schwesternpaare herzlich empfangen. Es war gerade Meßzeit und der Dichter fand seine Erholung darin, von dem bunten Strom dieses ungewohnten Lebens sich ein paar Tage mittreiben zu lassen. Nachdem er sich und seine Siebensachen — das Wort dürfte fast im wörtlichen Sinne zu nehmen sein — in einem bescheidenen Studentenzimmerchen untergebracht hatte, gab er sich nicht ohne Behagen den neuen Eindrücken seiner Lage hin. Noch bevor eine Woche um war, sah er sich in mehrere angenehme Häuser eingeführt und hatte Männer wie Oeser, Weiße, Hiller, Jünger und den berühmten Schauspieler Reinecke zu Bekannten. In dem

Richter'schen Kaffeehause, wo sich damals die halbe Welt Leipzigs zusammenfand, drängte man sich, den Dichter zu sehen, der freilich — wie er in dem eben erwähnten Brief an Schwan schrieb — nicht sehr erbaut war, wie ein „Wunderthier" angegafft zu werden. Komisch genug wollte es Vielen gar nicht in den Kopf, daß ein Mensch, der die Räuber gedichtet, wie andere Menschenkinder aussehen sollte. Man hatte erwartet, daß Schiller wenigstens „mit rundgeschnittenen Haaren, in Courierstiefeln und mit einer Hetzpeitsche in der Hand" auftreten würde, d. h. als leibhaftes Kraftgenie. Allein die Periode der Kraftgenialität war ja ohnehin für ihn längst vorüber. Körner schrieb ihm unterm 2. Mai aus Dresden, daß er im Gefühle des Herzensbundes mit Schiller jetzt erst anfange zu leben, und des Dichters Antwort vom 7. Mai gibt Zeugniß von der gehobenen Stimmung, in welche des Freundes begeistertes Entgegenkommen ihn versetzt hatte. Er vindizirt sich und dem Freunde das „beste Geschenk des Himmels, das Talent zur Begeisterung," und sagt: „Tausend Menschen gehen wie Taschenuhren, die die Materie aufzieht, oder, wenn Sie wollen, ihre Empfindungen und Ideen tröpfeln hydrostatisch, wie das Blut durch seine Venen und Arterien, der Körper usurpirt sich eine traurige Dictatur über die Seele; aber sie kann ihre Rechte reclamiren, und das sind dann die Momente des Genius und der Begeisterung. Nemo unquam vir magnus fuit sine aliquo afflatu divino."

Natürlich hegten unter solchen Umständen die beiden jungen Männer von ihrer persönlichen Bekanntschaft die höchsten Erwartungen und diese wurden auch nicht getäuscht, als sie sich am 1. Juli in Kahnsdorf ein Rendezvous gaben, um sich endlich von Angesicht zu Angesicht zu begrüßen. Nach einem damals viel gebrauchten und mitunter auch mißbrauchten Ausdruck „schmolzen ihre Seelen in einander." In Wahrheit, unser Dichter scheint von der neuen Freundschaft völlig berauscht worden zu sein.

Sein Brief vom 3. Juli an den wieder nach Dresden zurückgekehrten Körner versetzt uns um zwölf Jahre zurück, in die Zeit, wo, wie wir gesehen, unter den Hainbündlern die Freundschaftsschwärmerei bis zu sentimentalster Ekstase fortgegangen war. Auf der Rückfahrt von Kahnsdorf war Körner der Gegenstand des Gespräches zwischen Schiller und den ihn begleitenden Leipziger Bekannten geworden. Unterwegs stiegen sie aus, um zu frühstücken. „Wir fanden Wein in der Schenke" — erzählt der Dichter. „Deine Gesundheit wurde getrunken. Stillschweigend sahen wir uns an, unsere Stimmung war feierliche Andacht und Jeder von uns hatte Thränen in den Augen, die er zu ersticken sich zwang. Göschen bekannte, daß er dieses Glas Wein noch in jedem Gliede brennen fühlte, Huber's Gesicht war feuerroth, als er uns gestand, er habe noch keinen Wein so gut gefunden, und ich dachte mir die Einsetzung des Abendmahls — „„Dieses thut, so oft ihr's trinket, zu meinem Gedächtniß."" Ich hörte die Orgel gehen und stand vor dem Altar. Jetzt erst fiel's uns auf die Seele, daß heute dein Geburtstag war. Ohne es zu wissen, haben wir ihn heilig gefeiert. Theuerster Freund, hättest du deine Verherrlichung in unseren Gesichtern gesehen, in der vom Weinen erstickten Stimme gehört: in dem Augenblicke hättest du sogar deine Braut vergessen, keinen Glücklichen unter der Sonne hättest du beneidet." Der in diesem schwärmerischen Ausbruch neben Huber erwähnte Göschen war ein Buchhändler, dessen Firma damals zu den bekanntesten gehörte. Schiller trat in geschäftliche Beziehungen zu ihm und hoffte vermittelst einer neuen Ausgabe des Fiesco und der Räuber, welche letzteren er durch Anfügung eines neuen Actes — „Räuber Moor's letztes Schicksal" — neuerdings „in Schwung bringen" wollte, der inzwischen wieder eingetretenen tiefen Ebbe seiner Kasse aufzuhelfen. Ach, das war sehr nöthig, denn die Abonnementsgelder für die Thalia stockten und der Dichter hatte sich, wie er in dem

eben erwähnten Schreiben dem Freunde gestand, in Leipzig „ganz aufgezehrt.“ Da trat Körner hülfreich ein und zwar so, wie es eben nur ein großmüthigster Freund konnte. Nichts kann zarter und edler sein, als die Art und Weise, wie er dabei dem Stolze des Dichters jede Kränkung zu ersparen suchte. Am 8. Juli schickte er Geld und schrieb dazu: „Sobald du im Mindesten in Verlegenheit bist, so schreibe mit der ersten Post und bestimme die Summe. Rath kann ich allemal schaffen. Wenn ich aber noch so reich wäre und du ganz überzeugt sein könntest, welch ein geringes Object es für mich wäre, dich aller Nahrungssorgen für dein ganzes Leben zu überheben, so würde ich es doch nicht wagen, dir ein solches Anerbieten zu machen. Ich weiß, daß du im Stande bist, sobald du nach Brot arbeiten willst, dir alle deine Bedürfnisse zu verschaffen. Aber ein Jahr wenigstens laß mir die Freude, dich aus der Nothwendigkeit des Brotverdienens zu setzen.“ Das bedarf keines Commentars; aber es ist nur billig, an so einem Denkstein hochherziger, einem Schiller zu gute gekommener Gesinnung nicht vorüberzugehen, ohne einen Kranz des Dankes darauf zu legen.

Inzwischen war unser Dichter am 7. Mai nach Gohlis gezogen. Es mochte ihm in dem Stadtgedränge nicht ganz heimelig zu Muthe geworden sein, als die Zurückweisung seiner Bewerbung um Margaretha Schwan diesen Liebestraum zerflattern gemacht, und er hoffte mit Grund, daß ländliche Stille seine verletzten Gefühle sänftigen würde. Durch das Schattengrün des Rosenthals führt ein kurzer Gang in nördlicher Richtung nach dem genannten Dorfe, wo das kleine Haus steht, welches schon Tausende von Wallfahrern als eine jener Stätten betreten haben, die „ein guter Mensch geweiht für alle Zeiten [1].“ Hier bewohnte Schiller im ersten Stock eine Stube nebst einem anstoßenden Schlafkämmerchen. Oft sah der kleine Raum auch ein fröhliches Gedränge, denn die Freundinnen Minna und Dora kamen mit

Huber, Göschen, Reineke und anderen Freunden aus der Stadt herüber und dann wurde gemeinschaftlich gelesen, gesungen und musizirt. Am belebtesten und heitersten ging es zu, als Ende Juli's Körner zu seiner bevorstehenden Hochzeit mit Minna in Leipzig eingetroffen war. In diesen sommerlichen Tagen, wo das Dasein des Dichters, von Sorgen entbunden, im Kreise guter, idealisch gestimmter, liebevoll ihm zugewandter Menschen traulich und frohherzig sich bewegte, ist das „Lied an die Freude" entstanden, jener edelste aller Rundgesänge, welcher, wie uns bezeugt wird, bald nach seinem Entstehen „in Leipzig und Dresden gewöhnlich den Schluß jeder fröhlichen, sinnigen oder phantastisch erregten Gesellschaft ausmachte." Zur Zeit, wo die von dem Neid mit der romantischen Ohnmacht erzeugte Bemängelung Schiller's für eine Weile literarische Mode war, hat man auch dieser Ode, welche so gewaltig aus einer nach langer Bedrückung freudig aufathmenden Dichterbrust hervordrang, allerlei Tadel angehängt. Man hat ihr die lyrische Stimmung abgesprochen, hat darin mehr nur ein Reflectiren über die Freude, als ein Ausströmen des Freudegefühls finden wollen. Aber die „blasse Reflexion" wird nie eine Wirkung hervorbringen, wie dieses Gedicht sonst und jetzt hervorgebracht hat. Ja, auch jetzt noch. Ich selber kann bezeugen, daß ich nicht nur die Wangen von Jünglingen und Mädchen sich röthen, sondern auch die Wimpern ernster Männer und Matronen feucht werden sah, so oft die Klänge dieses Liedes erschollen, in welches ein adliches Dichtergemüth die volle Kraft seiner Ueberzeugung ergossen, in dessen herrlicher Schlußstrophe Schiller den sittlichen Kern seiner Weltanschauung dargelegt hat. Seine Zeitgenossen verstanden den Dichter, wenn er wollte, daß das gesellige Freudegefühl die edelsten Instinkte des Menschen zur Aeußerung bringen und ihn wie in einer Montgolfière über den Dunstkreis alltäglicher Noth und Sorge emportragen sollte, und wie mächtig das Lied die

Herzen ergriff, zeigt schon der Umstand, daß die mythenbildende Pietät demselben die Unterlage eines Ereignisses gab, dessen Wahrscheinlichkeit ebenso wenig bestritten als, meines Wissens, bewiesen werden kann [2]). Während des Aufenthalts in Gohlis wurde auch die Arbeit am Don Carlos fortgesetzt, doch ließ sich der Dichter Behufs der theatralischen Darstellung des Stückes zu einem bedeutenden Mißgriffe verleiten. Reineke nämlich bestürmte ihn, die Tragödie bühnengerecht zu machen, und da der Schauspieler die metrische Form als ein Haupthinderniß der Aufführung ansah, so gab Schiller seinem Andringen nach, die Jamben in Prosa aufzulösen. Freilich fand Reineke's Forderung ihre Rechtfertigung in der Unbeholfenheit, womit bei der Neuheit der Einführung metrischer Sprache auf der deutschen Bühne weitaus die meisten Schauspieler damals noch den Vers behandelten. Allein dem Don Carlos war das metrische Prachtgewand so auf den Leib gepaßt, daß ohne dasselbe die beste Wirkung des Stückes verloren gehen mußte. Im richtigen Vorgefühle dessen brachte der Dichter nur widerstrebend und langsam die Bearbeitung in Prosa zu Stande. Er war schon lange nicht mehr in Leipzig, als dort am **14.** September **1787** Don Carlos zur ersten Aufführung kam und kaum einen „succès d'éstime" errang. Auch in Dresden, Prag und Berlin gelangte die Tragödie Anfangs nur in dieser prosaischen Form zur Darstellung und ihre natürliche Wirkung that sie erst dann, als sie von höher gebildeten Schauspielern in der ganzen Schönheit ihrer Rhythmen vorgeführt wurde.

Der 7. August 1785 war Körner's Hochzeitstag, an welchem Schiller das Brautpaar mit einem durch die Herzlichkeit des Inhalts und den leichten Fluß der Verse ausgezeichneten Liede begrüßte. Am 12. August führte der Freund seine junge Frau nach Dresden und der Dichter gab den Neuvermählten bis nach Hubertsburg zu Pferde das Geleite. Auf dem Rückweg nach

Gohlis stürzte er mit dem Pferde und trug eine starke Quetschung der rechten Hand davon. Er hatte überhaupt als Reiter nicht eben viel Glück, obgleich er, wie zu seiner Zeit junge Männer gewöhnlich thaten, kürzere und auch wohl längere Ausflüge meist zu Pferde zu machen pflegte. Es litt ihn aber nicht länger weder in Gohlis noch in Leipzig: er vermißte zu sehr den Umgang mit Körner und dessen Frau und Schwägerin, welche Letztere der Schwester nach Dresden gefolgt war. „Was soll ich noch hier? — schrieb er am 6. September dem Freunde. Ich gehe an den vorigen Tummelplätzen meiner Freude schwermüthig und still vorüber, wie der Reisende an den Ruinen Griechenlands. Nur das Vergangene macht mir sie theuer. Die ganze Gegend da herum liegt wie ein angeputzter Leichnam auf dem Paradebette — die Seele ist dahin." Verabredetermaßen reist er schon am 11. September den Freunden nach Dresden nach. Die Elbgegenden um Meißen und Dresden muthen ihn doppelt an, weil sie ganz seinen heimatlichen Fluren gleichen, und in der That konnten die Ufer der Elbe dem Schwaben die Neckarufer zurückrufen. Am 13. September schreibt er schon von seinem Zimmer in Körner's Weinbergshaus aus an Huber: „Ich bin hier im Schooße unserer Lieben aufgehoben wie im Himmel."

Körner, jetzt wohlbestallter Ober-Consistorialrath in Dresden, besaß in geringer Entfernung von dieser Stadt, die Elbe aufwärts und unweit Pillnitz, beim Dorfe Loschwitz einen Weinberg und darin ein kleines Haus, welches er in der schönen Jahreszeit mit seiner Familie bewohnte. Hier war der Dichter sein Gast. Oben auf der Höhe des Weinbergs, wo ein Tannenwäldchen diesen begränzt, steht der „Schillerpavillon", ein einfaches Häuschen, in welchem Schiller an schönen Tagen arbeitete [3]). Der Blick von hier auf die ferne Stadt, auf das Hügelgebreite hüben und drüben, auf das malerische Thal, durch dessen Rebengelände und Wiesengründe der spiegelnde Strom hinzieht, ist

außerordentlich reizend. Es war das ein rechter Dichterwinkel im Sinne des Horazischen „angulus ridens“ oder, wenn man das wohlklingendere Wort vorzieht, ein rechter Dichterhorst, von welchem aus die Phantasie Schiller's ihre Flüge unternehmen konnte. Er schweifte auch gerne in der anmuthigen Landschaft umher und seine liebste Erholung war, in einem Nachen auf dem Strome sich zu wiegen oder auch wohl unter Sturm und Donner den aufgeregten Wogen der Elbe entgegenzukämpfen. Und dann dieser trauliche Verkehr mit dem Freunde und den Freundinnen, dieses Glück heiteren Familienlebens, wie er es seit jener kurzen Frühlingszeit in Bauerbach nicht wieder genossen hatte. Diese Loschwitzer Villeggiatur im Herbst 1785, im Sommer 1786, im Frühling 1787 gehörte zu dem Besten, was unser Dichter erfuhr. Und es war auch eine fruchtbare Zeit für ihn, nicht nur an Anregungen und freundlichen Erinnerungen, welche Schiller von dort mit fortnahm [4]), sondern auch an Arbeiten. Während der angegebenen Frist, bezeugt Körner, wurde nicht nur Don Carlos vollendet, sondern erhielt auch eine ganz neue Gestalt. Hierzu kam der Entwurf zu dem Schauspiel „der (versöhnte) Menschenfeind“ und die Ausführung der vorhandenen Szenen desselben, sowie die Idee zu dem Roman „der Geisterseher“. Sie wurde in unserem Dichter durch das außerordentliche Aufsehen erweckt, welches damals die berüchtigte Halsbandgeschichte, in welche bekanntlich auch der große Schwindler Cagliostro verwickelt war, von Paris aus in ganz Europa erregte. Aber noch wichtiger als dieses Thema, von welchem wir später ein Mehreres zu sagen haben werden, wurde für den Entwicklungsgang Schiller's die Wendung zu historischen Studien, welche in diese Zeit fällt. Die Vorarbeiten zum Don Carlos hatten ihn auf einen reichhaltigen geschichtlichen Stoff aufmerksam gemacht, auf den Befreiungskrieg der Niederlande gegen Philipp den Zweiten, und auch der dreißigjährige Krieg erregte bereits seine

Aufmerksamkeit. Wie viel der Dichter Schiller der Beschäftigung mit geschichtlichen Problemen verdankte, ist bekannt. Es gibt ja für männliche Seelen, wie er eine gewesen ist, keine bessere Schule als die der Historie, und so leitete ihn denn ein richtiger Instinkt, als er sich mit Eifer in diese Schule begab. „Ich wollte — schrieb er am 15. April 1786 an den von Dresden abwesenden Körner — daß ich zehn Jahre hinter einander Nichts als Geschichte studirt hätte. Ich glaube, ich würde ein ganz anderer Kerl sein. Täglich wird mir die Geschichte theurer. Ich habe diese Woche eine Geschichte des dreißigjährigen Krieges gelesen und mein Kopf ist mir noch ganz warm davon. Daß doch die Epoche des höchsten Nationalunglücks auch zugleich die glänzendste Epoche menschlicher Kraft ist! Wie viele große Männer gingen aus dieser Nacht hervor!" Glaubt man hinter diesen Zeilen nicht schon die räthselhaft-mächtige Gestalt des Schiller'schen Wallenstein aufdämmern zu sehen?

Während der Dichter, in der Hut und Pflege der Freundschaft, unter Arbeiten und Entwürfen, einer heiteren Seelenruhe genoß, welche durch die von Zeit zu Zeit sich meldende Erinnerung an Mannheimer Herzenswirrsale so wenig beeinträchtigt wurde, daß er zur Erfrischung des Körner'schen Familienkreises allerlei poetische Scherze ausgehen ließ, spannte sich in das Gewebe seines Lebens ein hochrother Faden der Leidenschaft ein. Es war im Winter 1786—87, als Schiller zu Dresden in dem Hause der Schauspielerin Sophie Albrecht häufig einsprach. Er hatte die Künstlerin auf einem während seines zweiten Aufenthalts in Mannheim nach Frankfurt unternommenen Ausfluge kennen und achten gelernt. Jetzt war sie die Zierde des Dresdener Theaters und versammelte um sich einen geselligen Kreis, in welchem man gerne verweilte. Hier befand sich eines Abends unser Dichter, als eine Bekannte des Hauses, Frau von Arnim, die Wittwe eines sächsischen Offiziers, eintrat, begleitet von ihren beiden

Töchtern. Die ältere derselben, Marie Henriette Elisabeth, muß da einen wahrhaft blendenden Eindruck auf Schiller gemacht haben. Ihre Schönheit war in ihrer damaligen Jugendblüthe unzweifelhaft eine außerordentliche, vollkommene. Bei schlanker Gestalt und reizendsten Formen hatte sie blaue Augen, welche unter dunkeln Haaren geistvoll und feurig hervorblickten. Ihr Benehmen vereinte Anmuth mit Würde. Noch im Alter von funfzig Jahren wurden später die Züge ihres Antlitzes als classisch schön gerühmt. Nachdem sie an jenem Abend weggegangen, neckte Frau Albrecht den Dichter über seine Verzückung, die er umsonst zu leugnen suchte; allein die Freundin deutet bei dieser Erinnerung zugleich an, daß Schiller's damalige Erscheinung kaum geeignet gewesen sei, einem solchen Mädchen zu gefallen. Er versuchte es aber doch. Auf einer Redoute näherte er sich dem schönen Fräulein und wurde nicht zurückstoßend empfangen. Nun kam er recht in Zug und es ist höchst beklagenswerth, daß uns über diese leidenschaftliche Episode im Leben des Dichters nur so Dürftiges überliefert worden, daß wir die Glut seiner Liebe so zu sagen nur an einem fast mehr komischen als pathetischen Umstand ermessen können. Denn die Tochter einer Dame, welche zu Dresden mit Schiller in demselben Hause wohnte, gibt uns die Geschichte eines blauen Bandes, welches der Dichter seiner Geliebten entwendet hatte und „beständig des Nachts um seine Zipfelmütze geschlungen trug." Es konnte nicht fehlen, daß er das Lächeln der Hausbewohner erregte, wenn er mit diesem Kopfschmucke zum Fenster hinaussah, und in der That ist es eine lächerliche Idee, so ein Liebespfand statt am Helm oder Hut an der Schlafmütze zu tragen. Schiller sah die Geliebte häufig bei seiner Freundin Albrecht und außerdem in ihrem eigenen Hause. Dies deutet auf eine wachsende Vertraulichkeit zwischen dem Dichter und der Familie. Auch glaube ich nicht fehlzugehen, wenn ich vermuthe, daß der (freilich garstig ver-

schneite) Landaufenthalt Schiller's in Tharandt in der zweiten Hälfte des April 1787 hauptsächlich in der Hoffnung auf ein Rendezvous mit der Familie Arnim unternommen wurde. Wenigstens weisen einzelne Andeutungen in den Tharandter Briefen des Dichters an Körner, aus welchen wir beiläufig auch erfahren, daß der Druck des Don Carlos in der Göschen'schen Offizin damals der Vollendung zuschritt, auf so Etwas hin. In einem dieser Briefe sagt Schiller, daß „der kleine Arnim" — wohl ein Bruder des Fräuleins — bei ihm in Tharandt gewesen sei. In einem späteren heißt es dann freilich kurz und kleinlaut: „A.'s sind nicht hier" — und so mag das vermuthlich beabsichtigte Rendezvous, wenigstens mit der Hauptperson, zu Wasser geworden sein, wie diese ganze Tharandter Villeggiatur es wurde.

Am meisten Zusammenhängendes über den Arnim'schen Liebeshandel wissen wir immer noch durch Karoline von Wolzogen. Was sie uns mittheilt, enthält eine Entschuldigung der Tochter, aber eine schwere Anklage der Mutter. Demzufolge hätte sich die Letztere der Eroberung eines schon damals berühmten Dichters durch ihre Tochter gefreut, weil dies eine Garantie bot, daß Marie Eroberungen zu machen vermöge, und ihre Schönheit dadurch in größeren Ruf gebracht würde. Schiller seinerseits ließ sich von seinen Freunden lange Zeit nicht einreden, daß er nur „Zeit, Geld und Herzensruhe versplittere," indem er die speculirende Verstellung der alten Dame für eine wirklich herzliche Aufmunterung seiner Bewerbung um die Tochter nähme. Göschen, welcher durch Vorschüsse auf den Don Carlos die Mittel zu diesem kostspieligen Abenteuer herbeischaffen mußte, hätte erzählen können, wie hoch dasselbe dem Dichter zu stehen kam. Marie, das „gute Kind", selbst wird indessen einer „herzlichen Zuneigung" wohl fähig genannt, allein das Gefühl des Mädchens „mußte sich doch immer der nur auf Effect und Glück berechneten mütterlichen Ansicht unterwerfen." Die Geliebte hatte mit dem Dich-

ter verabredet, daß er sie, wenn er in einem gewissen Zimmer ihrer Wohnung Licht sähe, nicht besuchen sollte, weil sie dann in Familiengesellschaft sei; seine Freunde aber behaupteten, das Verbot rühre daher, daß Fräulein von Arnim zu jenen Stunden Anbeter empfinge, welche von der Mutter begünstigt würden. Es scheint doch, daß besorgnißvolle Freundschaft die Wahrheit sah und sagte und daß diese Stimme zuletzt auch auf den „zwischen Vernunft und Leidenschaft schwankenden" Dichter ihres Eindrucks nicht verfehlte. Der redliche Körner sah aber, den Freund und dessen Zukunft aus diesem Gedränge zu retten, kein anderes Mittel als Entfernung. Riß doch ein Blick aus den schönen Augen Marie's den Dichter immer wieder „zauberisch" hin. In nüchternen Stunden erkannte dieser wohl, daß seine Mittellosigkeit ihm eine dauernde Verbindung mit der Geliebten verwehrte, auch wenn diese den Widerstand ihrer Mutter dagegen hätte besiegen können. Vielleicht stiegen ihm noch dazu Zweifel auf, ob sie ihn innig genug liebe, dies auch nur zu wollen.

Demzufolge entschloß er sich, mit einmal der Sache ein Ende zu machen, d. h. von Dresden wegzugehen. Dabei kam ihm zu statten, daß von zwei Seiten her freundliche Rufe an ihn ergingen. Schon im Oktober 1786 hatte der große Schauspieler Friedrich Ludwig Schröder, welcher nach kurzer, aber nachhaltiger Wirksamkeit am Wiener Burgtheater zur Direction der Hamburger Bühne zurückgekehrt war, an unseren Dichter geschrieben: „Ich erstaunte über den Flug der Ideen in den Räubern, bewunderte den größern Theil des Fiesco; aber ich zweifelte, daß ein so kühnes Genie sich zu der Simplicität würde bequemen können, die einem Theatergemälde einzig allgemeinen und dauernden Beifall schaffen kann. Ihr Carlos überzeugt mich vom Gegentheile und nun wünsche ich Nichts so sehr, als mich mit Ihnen zu verbinden, mit Ihnen, der allein meine Ideen realisiren kann." Von einem solchen Manne gesprochen, war das ein lockendes Wort. Schrö-

der, einer der achtungswerthesten Künstlercharaktere, die es je gegeben, Schröder, dem die deutsche Schauspielkunst in artistischer wie in moralischer Beziehung so außerordentlich viel verdankt, hatte damals nach einem heftigen, von den schneidendsten persönlichen Kränkungen für ihn begleiteten Kampfe gegen die unbillige Bevorzugung der Oper durch ein vergnügungssüchtiges Publicum das Schauspiel in Hamburg auf eine Höhe gebracht, an welche nur allenfalls das Mannheimer hinanreichte. Außerdem bürgte seine durchaus noble Sinnesart dafür, daß es aufrichtig gemeint war, wenn er in dem angezogenen Briefe dem Dichter, welchen er zum Mitstrebenden wünschte, eine andere Behandlung in Aussicht stellte, als dieser in Mannheim hatte erfahren müssen. Aber eben diese Mannheimer Enttäuschungen standen noch zu nahe, als daß Schiller es nicht hätte bedenklich finden sollen, sich abermals in ähnlichen Verhältnissen zu versuchen, und hiezu kamen noch andere Motive, Schröder's Anerbieten, zu dessen größtem Bedauern, abzulehnen [5]). Bei der Bedeutung, welche Weimar seit der Ansiedlung Wieland's, Göthe's und Herder's daselbst für die Literatur gewonnen hatte, mußte diese Stadt auch für unseren Dichter eine große Anziehungskraft besitzen, um so mehr, da er vermöge seines Weimar'schen Rathstitels mit ihr schon in etwelcher Beziehung stand. Ueberdies hatte ihn Wieland zur Mitarbeit an seinem „Deutschen Merkur" eingeladen, welche Zeitschrift eine solche Auffrischung allerdings brauchen konnte. Und endlich zog von jener Gegend her noch ein anderer und keineswegs unmächtiger Magnet den Dichter an: — Frau von Kalb war, während Herr von Kalb noch am Rheine zurückblieb, nach Thüringen heimgekehrt und erwartete den Dichter in Weimar.

So wurde denn der beschlossene Abzug von Dresden nach Weimar in der zweiten Hälfte des Juli 1787 ausgeführt. Der Abschied von Marie muß ein sehr schmerzlicher gewesen sein. Er

kostete dem Mädchen, das sich „gegen sein Gefühl" dem Einfluß seiner Umgebungen hingegeben zu haben scheint, „viele Thränen." Sie muß den Dichter seiner nachlässigen Toilette und sogar dem Spanioltabak zum Trotz doch wohl mit anderen Empfindungen als denen einer Kokette angesehen haben und so ist wahrscheinlich, daß eben nur gegenseitige Mittellosigkeit die Verbindung des jungen Paares verhinderte. Später lebte Fräulein von Arnim in zufriedener, wenn auch kinderloser Ehe mit dem Grafen Erhard von Kunheim auf dessen Gut Koschenen bei Friedland in Preußen. Hier verbrachte sie nach dem 1815 erfolgten Tod ihres Gatten auch ihre Wittwenjahre. In ihrem Schlafzimmer hing Schiller's Bild, auf welchem also noch die Blicke der Greisin gerne weilten. Zuletzt zog sie wieder nach Dresden, wo sie erst zu Anfang des Jahres 1847 gestorben ist. Unser Dichter, erzählt seine Schwägerin, freute sich stets, daß die Geliebte in späterer Zeit glücklich wurde. Das mag wohl sein. Aber es scheint doch, daß Schiller gar bald mit nicht sehr angenehmen Gefühlen auf sein Verhältniß zu dem schönen Mädchen zurückgeblickt habe. Zur Zeit nämlich, wo sein Interesse an der Fortführung des Geistersehers erlahmt war, schrieb er (unterm 17. März 1788) an Körner: „Der Geisterseher, den ich eben jetzt fortsetze, wird schlecht — schlecht, ich kann nicht helfen; es gibt wenige Beschäftigungen, die Correspondenz mit dem Fräulein von A. nicht ausgenommen, bei denen ich mir eines sündlichen Zeitaufwandes so bewußt war wie bei dieser Schmiererei." Wenn, wie kaum zu bezweifeln, unter dem Fräulein von A. Marie zu verstehen ist und wenn man, wie man doch wohl thun darf, unter „Correspondenz" diesen ganzen Liebeshandel begreift, so gewinnt die bekannte Ansicht, daß Fräulein von Arnim das Original der „schönen Griechin" im Geisterseher gewesen sei, allerdings sehr an Wahrscheinlichkeit. Dagegen streitet freilich wieder, daß der Dichter, wie er an die Schwestern von Lengefeld schrieb, seine

liebenswürdige Griechin als eine „abgefeimte Betrügerin" auffassen und darstellen wollte, denn hiezu mußte ihm Fräulein von Arnim doch sicherlich zu gut sein. Es bleibt also nur die Annahme übrig, daß Schiller aus der Erinnerung an sein Dresdener Liebesleid einzelne Züge seines Romans zu schöpfen sich begnügt habe.

Mit größerer Entschiedenheit ist die Ansicht zu verneinen, daß die beiden Gedichte „Freigeisterei der Leidenschaft" und „Resignation", welche mit dem Lied an die Freude die bedeutendsten lyrischen Aeußerungen des Dichters aus dieser Zeit ausmachen, auf sein Verhältniß zu Fräulein von Arnim zu beziehen seien. Schon aus dem rein äußerlichen Grunde, daß diese Gedichte bereits zu Anfang des Jahres 1786 in der Thalia veröffentlicht wurden, während Schiller das Fräulein erst im Winter 1786 — 87 kennen lernte. Der Dichter hatte bei Veröffentlichung der Freigeisterei der Leidenschaft für nöthig erachtet, durch eine Mystification der Mißdeutung oder vielmehr, wie ich glaube, der richtigen Deutung der Glut vorzubeugen, welche darin athmete. Er gab der Ueberschrift den Beisatz: „Als Laura vermählt ward 1782." So sollte man darin nur eine Reminiscenz der Laura-Phantasieen sehen. Die Ausleger ließen sich wirklich dadurch täuschen, sofern sie wenigstens das Gedicht aus einer fingirten Situation entsprungen glaubten, dasselbe auf Schiller's Verhältniß zu Margaretha Schwan bezogen und meinten, an diese, welche sich der Dichter, um recht in Leidenschaft zu gerathen, vermählt vorgestellt habe, sei das brennende Lied gerichtet. Aber wozu diese gekünstelten Erklärungen und Deutungen, wenn die Wahrheit so nahe liegt? Die Freigeisterei der Leidenschaft — von Schiller nachmals nur arg verstümmelt unter dem Titel „der Kampf" in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommen, in ihrer ursprünglichen Form das leidenschaftlichste aller seiner Lieder — ist an eine mit einem Andern vermählte Geliebte gerich-

tet, denn zu solcher Energie des Ausdrucks kann nur eine wirkliche, nicht eine erdichtete Situation begeistern [6]). Erwägt man nun, daß das Gedicht noch in Mannheim entstanden, und hält man dazu, wie sich des Dichters Verhältniß zu Charlotte von Kalb vor seinem Abgang aus jener Stadt gestaltet hatte, so ist es, scheint mir, nicht gewagt, sondern geboten, das Lied auf die Genannte zu beziehen. Schiller ließ auf die Freigeisterei der Leidenschaft unmittelbar die Resignation folgen, wie einen Versuch, für die herbe Dissonanz des ersteren Gedichtes eine Lösung zu finden. Tausende von jungen Herzen, welche dem Dichter den „Riesenkampf der Pflicht" gegen „des Herzens Flammentrieb" nachkämpften, haben, durch die rauhe Hand der Erfahrung aus dem „Arkadien" der jugendlichen Illusionen verstoßen, mit derselben bloß anempfundenen Resignation ihren „Vollmachtsbrief zum Glücke" der „verhüllten Richterin" zurückgegeben. Mit andern Worten, das gleichzeitige Erscheinen der beiden Gedichte erhöhte ihre außerordentliche Wirkung auf die junge Welt sehr bedeutend. Die Jugend lebt ja nur in Extremen, und wenn sie gestern noch in der Freigeisterei der Leidenschaft alle Schranken der Convenienz überspringen wollte oder wirklich übersprang, so gefällt sie sich heute schon darin, einen gemachten Stoicismus zur Schau zu tragen. Nun wohl, auch die beiden gemeinten Lieder Schiller's sind echte — Jugendgedichte, aber dabei an Werth sehr verschieden. Das erstere ist geworden, d. h. es ist eine unmittelbare Ausströmung leidenschaftlicher Gefühle, das zweite ist bloß gemacht und zwar recht absichtlich gemacht zur Beschwichtigung der durch jenes hervorgerufenen Aufregung. Denn wir werden bald erfahren, daß Schiller die Freigeisterei der Leidenschaft, aus welcher das gleichnamige Gedicht entsprungen, noch keineswegs schon soweit überwunden hatte, daß er berechtigt gewesen wäre, von Resignation zu sprechen. Ein Band, welches in Mannheim entzweigerissen war, sollte in Weimar wieder zusammengeknüpft werden.

Fünftes Kapitel.

Weimar.

Der Weimar'sche Kreis bei Schiller's Eintritt in denselben. — Rückblick. — Wieland und Herder. — In grüngelber Weste und weißem Frack. — Bei Hofe. — Bekanntschaften. — Fahrt nach Jena. — Riesen und närrische Dinge. — Friedrich und Charlotte, ein Roman der Wirklichkeit. — Ausflug nach Meiningen und Bauerbach. — Die Familie Lengefeld. — Sehnsucht nach einer häuslichen Existenz. — Lotte. — Das Samenkorn der Freundschaft. — Trübe Stunden. — Der Geisterseher. — Eine kulturgeschichtliche Episode. — Die Götter Griechenlands.

„Sie schlafen Alle," hatte die gute und joviale Herzogin Amalia im Spätherbst 1785 mißmuthig geklagt und im Winter schrieb Herzog Karl August an Knebel: „Unsere Gesellschaft ist wirklich die allerennuyanteste vom ganzen Erdboden." Das machte, daß dem Verrauschen der genialen Wirthschaft der siebziger Jahre eine Stille gefolgt war, welche so beweglichen Naturen, wie die des Fürsten und seiner Mutter, nicht sehr zusagen konnte. Freilich hatte ein solches Drängen und Treiben und Stürmen nicht lange vorhalten können und der Verschwendung von Zeit, Humor, Kraft und guter Laune war als naturgemäße Reaction eine Abspannung nachgetreten, welche jedoch dem schon damals zeitweilig griesgrämisch in sich zurückgezogenen Herder noch lange nicht geräuschlos genug vorkam. Anders Wieland, dessen Geltung, Ruhm und Behagen durch den Erfolg des Oberon wieder aufgefrischt war und der sich in die Genieperiode, obgleich ihm da mancher Tort angethan worden, so merklich zurücksehnte, daß er zu Anfang des Jahres 1785 an Merck schrieb: „Die Herzogin Mutter ist unser einziger Trost. Ohne sie würde Weimar nach weniger Zeit wieder ein so unbedeutendes, langweiliges und seelentödtendes Nest, als irgend eins in deutschen Landen." Es fehlte an Göthe, der früher Alles in Bewegung gesetzt hatte, jetzt aber keine Freude mehr geben konnte, da er selber freudlos geworden. Schon im Januar 1784 hatte Wie-

land gegen Merck besorgt geäußert, Göthe leide sichtlich an der drückenden Last, die er sich zum Besten Weimars aufgeladen, und der Gram nage wie ein verborgener Wurm an seinem Innern. Der Geschichtschreiber von Weimars Musenhof hat einen treffenden Ausdruck für die damalige Verstimmung des großen Dichters gefunden: „das poetische Gewissen schlug mächtig in Göthe.“ Er hatte jetzt doch zehn Jahre theils am Hofe vertändelt, theils in verdrießlichen Geschäften verzettelt und jedenfalls eine kostbare Zeit vernutzt, deren poetische Ausbeute zu seinem Genius in keinem entsprechenden Verhältnisse stand, wenigstens in seinen eigenen Augen. Er fühlte, daß er in ganz anderer Weise wieder ein Strebender und Vorschreitender werden müsse. Egmont, Faust, Iphigenie, Tasso und Wilhelm Meister verlangten nach Weiterführung und Vollendung. Aber dazu bedurfte es einer anderen Luft, anderer Umgebungen. Dazu bedurfte es, daß Göthe, nur auf sich gestellt, nur von sich abhängig, wieder einmal frei in die eigene Brust greifen konnte. Um sich als Dichter wieder zu finden, mußte er für eine Weile den Geheimrath bei Seite stellen. Auch das Liebesverhältniß zu Charlotte von Stein, welches keinen befriedigenden Abschluß in Aussicht stellte und deßhalb aus einer Wonne mehr und mehr zu einer Qual geworden, trieb ihn zu einer zeitweiligen Flucht an und vom Süden her winkte ihm das Land, wo „die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht,“ das Land, nach welchem er schon als Knabe und Jüngling sehnsüchtig ausgeblickt, wie ahnend, daß dort und nur dort seine Erziehung und Weihe zum Künstler vollendet werden sollte. So mächtig war dieser Zug geworden, daß er zuletzt „kein lateinisch Buch, keine Zeichnung einer italischen Gegend“ mehr hatte ansehen können ohne vor Sehnsucht fast zu vergehen. So hatte er sich denn, nur mit Vorwissen seines herzoglichen Freundes, am 3. September 1786 von Karlsbad aus plötzlich weggeschlichen, fort über die Alpen.

Die Lücke, welche Göthe's Abwesenheit in Weimar verursachte, war bei Schiller's Ankunft daselbst nicht ausgefüllt und nicht auszufüllen. Das Weimarer Leben befand sich in dem Stadium einer gewissen Zerbröckelung. Der Hof selbst, welcher durch Schätzung und Beschützung deutscher Sitte, Gesinnung, Sprache und Kunst ein so großes und fruchtbares Beispiel gegeben, zeigte an der Stelle der früheren schönen und gedeihlichen Verbindung aristokratisch feiner Sitte und demokratischer Liberalität eine etwas kühle Würde und Zurückhaltung. Der Herzog, durch seine politischen und militärischen Beziehungen zu Preußen in Anspruch genommen, war sehr häufig abwesend, die Herzogin Amalia mit den Vorbereitungen zu ihrer Reise nach Italien beschäftigt. Bode war in Paris, Bertuch ebenfalls auf Reisen. Unter den Zurückgebliebenen des Weimarer Kreises fehlte es nicht an Häckeleien und Ränkeleien. Die Zeit sprühender Genialität, die Tage der harmlosen Feste von Ettersburg und Tieffurt waren dahin. Nicht alle die „Blüthenträume" von damals hatten reifen können und so fühlte sich überall eine gewisse Ermattung, wo nicht Verstimmung heraus. Ein neuer Aufschwung des Weimarer Lebens war der Zeit vorbehalten, wo Göthe und Schiller vereint daselbst wirkten.

Am Abend des 21. Juli 1787 langte unser Dichter in Weimar an und stieg in dem Gasthof zum Erbprinzen ab, welches Quartier er bald mit einer Privatwohnung vertauschte. Nahe daran, sein achtundzwanzigstes Jahr zu vollenden, und durch mannigfaltige Erfahrungen gegangen, war er kein Fremdling im Leben mehr. Er durfte sich auch sagen, daß er nicht unberechtigt diesen „classischen Boden" beträte. Die Räuber hatten seinen Namen durch ganz Deutschland und über dessen Gränzen hinaus getragen, Fiesco und Kabale und Liebe seinen Ruf erhöht. Die Töne, welche er im Lied an die Freude und in der Freigeisterei der Leidenschaft angeschlagen, hatten mit Sturmesgewalt die

Herzen der Jugend ergriffen. Nüchternere Geister, welche seine schriftstellerische Laufbahn im Einzelnen verfolgten, konnten sich an der feinen Charakterzeichnung, an der psychologischen und stylistischen Kunst der Novelle: „Der Verbrecher aus verlorener Ehre" erfreuen, welche im zweiten Heft der Thalia für 1786 erschienen war, die Geschichte vom „Sonnenwirthle", d. h. von des Sonnenwirths Sohn in Ebersbach im Filsthal in Schwaben, dessen Räuberlaufbahn dort einer sagenhaften Berühmtheit genoß und genießt. Schiller hatte diese heimatliche Erinnerung in Dresden novellistisch gestaltet. Die Thalia brachte auch die „Philosophischen Briefe", gewechselt zwischen Julius und Raphael, einen ersten Anlauf Schiller's, mit dem Dichter den Denker zu verbinden, und zugleich ein Denkmal des Gedankenaustausches, wie er zwischen ihm und Körner in der ersten schwärmerischen Periode ihrer Freundschaft stattgefunden. Unter Julius hat man sich Schiller selbst, unter Raphael Körner vorzustellen, und es ist nicht nur wahrscheinlich, sondern (namentlich den Schlußworten von Körner's Brief an Schiller vom 20. April 1788 zufolge) gewiß, daß Manches, was in dem Briefwechsel dem Raphael zugetheilt ist, unmittelbar von Körner herrührt. Die nicht zu Ende geführte Absicht dieses Versuches war, den Entwicklungsgang eines strebsamen Geistes vom naiven Glauben an bis zur Gewinnung einer philosophischen Ueberzeugung und vom Dogmatismus bis zur höheren Freiheit des Geistes zu zeichnen. Worin die letztere bestehen, wie sie sich äußern und bethätigen soll, wird freilich nicht gesagt und in dem ganzen Versuch ist überhaupt mehr Wortnebel als Gedankenlicht. Der Dichter mußte seine Denkergabe erst in die strenge Schule Kant's schicken, bevor sie ihm Früchte bringen konnte. Vorerst hatte er sich zu begnügen, in der Beschäftigung mit der Geschichte eine neue Stufe des Vor- und Emporschreitens gewonnen und durch den umgeschmolzenen Don Carlos den Beweis geleistet zu haben,

daß er aus der Region eines sturm- und drangvollen Naturalismus sich heraufgearbeitet habe und auf der Schwelle zur freien und bewußten Künstlerschaft stehe.

Sein erster Gang in Weimar galt Charlotten. Er sah die Freundin noch am Abend seiner Ankunft und dieses Wiedersehen hatte etwas „Betäubendes". Ihm kam vor, als hätte er sie erst gestern verlassen: so einheimisch war ihm Alles an ihr, so schnell knüpfte sich der zerrissene Faden ihres Umgangs wieder an. Zwei Tage darauf gelangte er im Hause Wieland's „durch ein Gedränge kleiner und immer kleinerer Creaturen von lieben Kinderchen" zu seinem berühmten Landsmann, welcher ihn mit unverkennbarer Achtung und Theilnahme empfing. Im raschen Hinüber und Herüber des literarischen Gespräches zeigten sich die Vorzüge und Schwächen von Wieland's Wesen und er sprach die Hoffnung aus, mit Schiller „dahin zu kommen, daß Einer zu dem Andern wahr und vertraulich rede, wie man mit seinem Genius redet." Auch das erste Zusammentreffen mit Herder, welcher damals durch seine Völkerstimmen, sein Buch über die Poesie der Hebräer und die ersten Bände seiner Ideen zur Philosophie der Geschichte den Höhepunkt seiner schriftstellerischen Wirksamkeit erreicht hatte, fiel befriedigend aus. Seine Unterhaltung fand Schiller voll Geist, Stärke und Feuer, aber seine Empfindungen zwischen Liebe und Haß scharf getheilt. Unser Dichter mußte ihm von Schubart und von seiner eigenen Geschichte mit dem Herzog von Würtemberg erzählen, welchen Herder mit „Tyrannenhaß" haßte. Wie sehr übrigens Herder's Theilnahme an der literarischen Bewegung der Zeit schon damals erkaltet war, zeigt der Umstand, daß er Schiller's Schriften nicht kannte und mit diesem umging „wie mit einem Menschen, von dem er weiter Nichts wußte, als daß er für Etwas gehalten würde." Es zeugt aber nicht wenig für unseres Dichters Bescheidenheit, daß ihm trotzdem Herder „sehr behagte." Auch an sonstigen Bekanntschaften fehlte es ihm schon

in den ersten Tagen seines Weimarer Aufenthalts nicht. So lernte er die Schwester der Frau von Stein, Frau von Imhof, den Kammerherrn von Einsiedel und andere mehr oder weniger vorragende Persönlichkeiten kennen. Während er darüber an Körner Bericht erstattete, hatte er eine „gar liebliche Unterbrechung." Es wird an seiner Thüre geklopft. „Herein!" Es erscheint eine kleine dürre Figur in weißem Frack und grüngelber Weste, krumm und sehr gebückt. Sie sagt: „Habe ich nicht das Glück, den Herrn Rath Schiller vor mir zu sehen?" — „Der bin ich, ja." — „Ich habe gehört, daß Sie hier wären, und konnte nicht umhin, den Mann zu sehen, von dessen Don Carlos ich eben komme." — „Gehorsamer Diener. Mit wem habe ich die Ehre?" — „Ich werde nicht das Glück haben, Ihnen bekannt zu sein. Mein Name ist Vulpius." — „Ich bin Ihnen für diese Höflichkeit sehr verbunden und bedaure nur, daß ich im Begriffe war, auszugehen." — „Ich bitte sehr um Verzeihung. Ich bin zufrieden, daß ich Sie gesehen habe." Damit empfahl sich die Figur, d. h. Christian Vulpius, nachmals durch seine Schwester Christiane der Schwager Göthe's und Verfasser des Rinaldo Rinaldini (1799), jenes „edlen" Räubers, dessen Unsterblichkeit in den Leihbibliotheken nahezu ein halbes Jahrhundert gewährt hat. Wir erhalten aus dieser Begegnung den Beitrag zur Geschichte des Costüms, daß im Jahre 1786 junge Literaten grüngelbe Westen und weiße Fräcke trugen.

Am 27. Juli fuhr Schiller mit Wieland nach Tieffurt, wohin er von der Herzogin Amalia eine Einladung erhalten hatte. Unterwegs sagte ihm sein Begleiter, er hätte nie daran gezweifelt, daß Schiller ein großer Schriftsteller werden würde. Er besitze starke Zeichnung, große Composition und lebhaftes Colorit, aber noch fehlten seinen Producten Reinheit, Geschmack, Delicatesse und Feinheit. Die Fürstin empfing ihn mit Güte und ohne alles Ceremoniell. Trotzdem und ungeachtet ihm auch die witzige Göch-

hausen durch Ueberreichung einer Rose ihre Sympathie bezeugte, war er von dem Besuche nicht sehr erbaut. Er vermißte an der Herzogin den idealen Seelenschwung und sprach dies in einer Weise gegen Körner aus, die ihm bei näherer Bekanntschaft mit der trefflichen Dame gewiß unverzeihlich erscheinen mußte. Mit naiver Verwunderung bemerkte er, daß er sich auf dem Hofparkett nicht ungeschickt bewegte und es „mit seinen Manieren in Weimar überall wagen dürfte." Doch fand Frau von Kalb, mit welcher zusammen er einige Tage später einer Abendgesellschaft bei der Herzogin in Tieffurt anwohnte, sein Betragen etwas zu frei und gab ihm einen hierauf bezüglichen Wink. In den sich erweiternden Kreis seiner Bekannten traten Frau von Stein, die einen höchst günstigen Eindruck auf ihn machte; Corona Schröter, deren Schönheit ihre „vierzig Jahre noch nicht ganz verwüsten konnten;" Knebel, an welchem er neben viel „Sattem und Hypochondrischem" die vielen Kenntnisse und den hellen Verstand zu rühmen fand; endlich Reinhold, der Schwiegersohn Wieland's, welcher eben im Begriffe war, seine Professur in Jena anzutreten, wo er für die Verbreitung und Geltendmachung der Kant'schen Philosophie so Bedeutendes wirken sollte. Der Umgang mit diesem Philosophen, welcher für seinen Meister so begeistert war, daß er behauptete, „nach hundert Jahren müsse Kant die Reputation von Jesus Christus haben," griff in Schiller's Entwicklung kräftig ein, sofern Reinhold unserem Dichter ein lebhaftes Interesse für Kant einzuflößen und ihn zum Studium der Werke des Königsberger Denkers anzueifern wußte. Mit Frau von Kalb und Reinhold fuhr Schiller im August nach Jena hinüber, wo er Hufeland, Döderlein, Griesbach und Schütz, den Redacteur der Allgemeinen Literaturzeitung, kennen lernte und sich in diesem Kreise mehrere Tage lang so behagte, daß Reinhold's Andringen, er möchte sich um eine Stellung an der Hochschule bemühen, nicht ganz auf unfruchtbaren Boden fiel. Die alte Universitätsstadt,

damals durch Karl August's und Göthe's Vorsorge im fröhlichsten Aufblühen begriffen — sie zählte 700 bis 800 Studenten — brachte einen eigenthümlichen Eindruck auf den Dichter hervor. „Daß die Studenten hier was gelten — schrieb er am 29. August an Körner — zeigt Einem der erste Anblick, und wenn man sogar die Augen zumachte, könnte man unterscheiden, daß man unter Studenten geht; denn sie wandeln mit Schritten eines Niebesiegten. Abends, wenn es dunkel wird, hört man fast alle vier Minuten die ganze lange Gasse hinunterschallen: Kopf weg! Kopf weg! — welches menschenfreundliche Wort den fliehenden Wanderer vor einem balsamischen Regen warnt, der über seinem Scheitel loszubrechen droht. Im Ganzen aber sind die Sitten der hiesigen Studenten um sehr viel gebessert." Das war nicht überflüssig, denn Jena theilte, wie ein bekannter Studentenreim aussagte, von Alters her mit Leipzig und Halle den Ruhm, der Sitz „flottester", zu deutsch rohester oder auch „galantester" Burschensitten zu sein.

Nach Weimar zurückgekehrt, feierte Schiller am 28. August Göthe's Geburtstag in dessen Gartenhaus mit und leerte den Römer auf das Wohl des abwesenden Dichters, dem es in Italien „so gewaltig wohl zu sein schien und der die Gewalt über sich hatte, sich's nicht wohler sein zu lassen als sich's geziemte." An diesem Tage sah er auch zum ersten Mal die Herzogin Luise, aber nur im Vorübergehen und da fiel ihm ihre schöne und edle Figur auf. Um sich in Weimar wohl zu behagen, hat er ein einfaches Mittel ausfindig gemacht: — nach Niemand zu fragen, wie das dort Andere auch so machten. Der Ort sei ganz vortrefflich zum Privatisiren. Eine stille, kaum merkbare Regierung lasse da Jeden friedlich leben und das Bißchen Luft und Sonne genießen. Anfangs hätte er sich Alles zu wichtig, zu schwer vorgestellt, sich selbst für zu klein und die Menschen umher für zu groß gehalten. Er gesteht dem Freunde in Dresden, daß die nähere Bekanntschaft

mit den Weimarer „Riesen“ seine Meinung von sich selbst verbessert habe, und verschweigt ihm auch nicht, daß ihm von diesen großen Geistern mitunter „närrische Dinge“ zu Ohren kämen. So, daß Herder und seine Frau in einer egoistischen Einsamkeit lebten und mitsammen eine Art von heiliger Zweieinigkeit bildeten, von der sie jeden Erdensohn ausschlössen. Aber weil Beide stolz und heftig seien, so stoße diese Gottheit zuweilen unter sich selbst an einander. Wenn sie also in Unfrieden gerathen seien, so wohnten Beide abgesondert in ihren Etagen und Briefe liefen treppauf und treppab, bis sich endlich die Frau entschließe, in eigener Person in ihres Ehegemahls Zimmer zu treten, wo sie eine Stelle aus seinen Schriften recitire und die Worte beifüge: Wer das gemacht, müsse ein Gott sein und auf den könne Niemand zürnen. Dann falle ihr der besiegte Herder um den Hals und die Fehde sei zu Ende. Von den Weimarer Damen weiß Schiller zu sagen, daß sie alle gern Eroberungen machen möchten, daß sie „ganz erstaunlich empfindsam“ seien und daß jede „eine Geschichte hätte oder gehabt hätte.“ Man sieht, der Dichter hatte mehr als ein kleinwenig von der in Weimar wehenden Luft der Medisance eingeathmet. Und doch — wir haben Grund, zu glauben, daß sich hinter der Medisance nur die Wahrheit barg; aber auch, daß gerade zu dieser Zeit Schiller wenig berechtigt war, über die „Geschichten“ der Weimarer Damen zu spotten. Steckte er doch selbst mitten in so einer Geschichte und es ist hier der geeignete Ort, die Richtigkeit der früher gethanen Aeußerung nachzuweisen, daß zu Ende des 18. Jahrhunderts die Verwirrung der sittlichen Begriffe selbst edelste Naturen zeitweilig befangen habe. Man nahm es mit Liebesverhältnissen erstaunlich leicht; ja noch mehr, man gab derartigen Beziehungen, auch wo sie mit Grundprinzipien der Gesellschaft in Zwiespalt geriethen, gewissermaßen die gesellschaftliche Sanction. Allerdings sagt uns Cäcilie, eine Weimarer Dame, in ihren Erinnerungen aus jener „harmlosen“

Zeit: „Man wog nicht ängstlich ab, ob sich's auch vollkommen schicke und was die Nachbarn dazu sagen würden; es gab noch keine Klatschblätter ex professo, die in jedem Winkel von Deutschland es herumgebracht hätten, daß Herr N. N. dem Fräulein O. beim Nachhausegehen einen Kuß gegeben hätte;" allein es handelte sich doch wohl nicht immer nur um solche Harmlosigkeiten, sondern oft auch um Neigungen und Leidenschaften, welche tief in das Leben der Betheiligten einschnitten. Deß zum Zeugniß stehe hier ein Roman, aber ein Roman der Wirklichkeit, der Roman: Friedrich Schiller und Charlotte von Kalb, dessen Verlauf uns vorwiegend die eigenen Worte des Paares zeichnen sollen.

Gleich in dem ersten Briefe, welchen Schiller aus Weimar an Körner schrieb, findet sich die Stelle: „Charlotte ist eine große sonderbare weibliche Seele, ein wirkliches Studium für mich, die einem größeren Geiste, als der meinige ist, zu schaffen geben kann. Mit jedem Fortschritt unseres Umgangs entdecke ich neue Erscheinungen in ihr, die mich, wie schöne Partieen in einer weiten Landschaft, überraschen und entzücken. Herr von Kalb wird im September eintreffen und Charlotte hat alle Hoffnung, daß unsere Vereinigung im Oktober zu Stande kommen wird." Am folgenden Tage schrieb der Dichter: „Hier ist, wie es scheint, schon ziemlich über mich und Charlotte gesprochen worden. Wir haben uns vorgesetzt, kein Geheimniß aus unserem Verhältniß zu machen. Einigemal hatte man schon die Discretion, uns nicht zu stören, wenn man vermuthete, daß wir fremde Gesellschaft los sein wollten. Charlotte steht bei Wieland und Herder in großer Achtung." Unterm 28. Juli: — „Mein Verhältniß mit Charlotte fängt an, hier ziemlich laut zu werden und wird mit sehr viel Achtung für uns Beide behandelt. Selbst die Herzogin (Amalia) hat die Galanterie, uns heute zusammen zu bitten, und daß es darum geschah, habe ich von Wieland erfahren. Man ist in diesen Kleinigkeiten hier sehr fein und die Herzoginnen

selbst lassen es an solchen kleinen Attentionen nicht fehlen." Unterm 18. August: — „Herr von Kalb hat mir geschrieben. Er kommt zu Ende Septembers, seine Ankunft wird das Weitere mit mir bestimmen. Seine Freundschaft für mich ist unverändert, welches zu bewundern ist, da er seine Frau liebt und mein Verhältniß mit ihr kennt. Aber seine Billigkeit und seine Stärke dürfte vielleicht durch Einmischung fremder Menschen und eine dienstfertige Ohrenbläserei auf eine große Probe gestellt werden, wenn er kommt." Diese Mittheilungen, deren aufrichtige Deutlichkeit durch keine liebedienerische Prüderie verwischt werden kann, geben das Resultat, daß die Berechtigung des Verhältnisses, in welchem Charlotte zu Schiller stand, in Weimar so zu sagen offiziell anerkannt war; ferner, daß auch der Gatte Charlotte's die Sachlage kannte, und endlich, daß die Dame auf eine Scheidung von ihrem Manne hinarbeitete, um sich dann sofort mit dem Dichter zu verheiraten.

Dieser war damit ganz unzweifelhaft völlig einverstanden, aber — nicht für lange. Scheint es doch, daß Schiller überhaupt nur sehr widerstrebend dem Entschluß der Freundin sich angeschlossen habe, denn unterm 8. August hatte er an Körner geschrieben: — „Kannst du mir glauben, daß es mir schwer, ja beinahe unmöglich fällt, euch über Charlotte zu schreiben? Und ich kann dir nicht einmal sagen, warum. Unser Verhältniß ist, wie die geoffenbarte Religion, auf den Glauben gestützt. Die Resultate langer Prüfungen, langsamer Fortschritte des menschlichen Geistes sind bei dieser auf eine mystische Weise avancirt, weil die Vernunft zu langsam dahin gelangt sein würde. Derselbe Fall ist mit Charlotte und mit mir. Wir haben mit der Ahnung des Resultates angefangen und müssen jetzt unsere Religion durch den Verstand untersuchen und befestigen. Hier wie dort zeigen sich also nothwendig alle Epochen des Fanatismus, Skepticismus, des Aberglaubens und Unglaubens und dann wahrscheinlich

am Ende ein reiner und billiger Vernunftglaube, der der alleinseligmachende ist. Es ist mir wahrscheinlich, daß der Keim einer unerschütterlichen Freundschaft in uns Beiden vorhanden ist, aber er wartet noch auf seine Entwicklung. In Charlotte's Gemüth ist übrigens mehr Einheit als in dem meinigen, wenn sie schon wandelbarer in ihren Launen und Stimmungen ist. Lange Einsamkeit und ein eigensinniger Hang ihres Wesens haben mein Bild in ihrer Seele tiefer und fester begründet als bei mir der Fall sein konnte mit dem ihrigen." Reflectirt ein leidenschaftlich Liebender in dieser Weise? Aeußert er sich so analytisch? Schwerlich! Der Umschlag Schiller's in seiner Stellung zu Charlotte kündigt sich auch bald genug an, wenn er, nachdem er einige Wochen von der Freundin getrennt gewesen war, unterm 8. Dezember schreibt: — „Hier in Weimar habe ich Charlotten und ihren (inzwischen eingetroffenen) Mann wiedergefunden. Er ist ganz der Alte, wie ich aus dem ersten Anblick urtheilen konnte. Sie ist gesund und sehr aufgeweckt. Ich weiß nicht, ob die Gegenwart des Mannes mich lassen wird, wie ich bin. Ich fühle in mir schon einige Veränderung, die weiter gehen kann." Und sie ging weiter. Die projectirte Scheidung Charlotte's von ihrem Manne kam nicht zu Stande, weil, wie es scheint, Frau von Kalb wieder schwankend geworden war. Herr von Kalb ging an den Rhein zurück, während sie in Thüringen blieb. „Einige Monate darauf — erzählt Charlotte — erhielt ich ein Schreiben von Friedrich, in welchem er mit scharfem Ausdruck mir darstellte, wie es ein falscher Schritt, dies Verhältniß — (zu ihrem Gatten) — nicht ganz zu lösen; mit einem Schmerz sprach er sich darüber aus, den ich wohl mitempfinden konnte. Noch in der Jugend — schrieb er mir — ja in unvergänglicher Jugend des Geistes und Gemüthes, bedürfen Sie nur der Trennung von allem Ertödtenden, daß sich Ihre Seele wieder frei entfalten könne. Darf ich rathen, soll ich wollen? So kommen Sie in das Gebirge, wo

auch ich jetzt wohne — (in Volkstädt). Ich irre wohl nicht, daß nur hier für Sie ein natürliches Wohl sich wieder gewinnen und erhalten könne. Es war ein kleines Heft, was er mir als Brief geschickt, und ein solches erhielt er wieder, denn meines Lebens Loose waren ja darin. Es vergingen Wochen, Monate und ich erhielt keine Antwort." Das Letztere wird durch den Brief Schiller's an Körner aus Rudolstadt vom 20. Oktober 1788 bestätigt; aber gerade dieser Brief stellt es sehr in Frage, daß der Dichter über das Nichtzustandekommen der Scheidung wirklich so unzufrieden gewesen sei, wie Frau von Kalb will. Er schrieb: „Charlotten hab' ich diesen Sommer gar wenig geschrieben; es ist eine Verstimmung unter uns, worüber ich dir mündlich mehr sagen will. Ich widerrufe nicht, was ich von ihr geurtheilt habe: sie ist ein geistvolles, edles Geschöpf — ihr Einfluß auf mich aber ist nicht wohlthätig gewesen."

Bei seiner Zurückkunft nach Weimar am 12. November merkte Charlotte mit dem Instinkt der Leidenschaft dem Freunde an, daß während seines Aufenthalts in Volkstädt und Rudolstadt eine große Veränderung in seinem Innern vorgegangen sei. Als er viel von der Familie Lengefeld sprach, sagte sie ihm: „Mein Segen bleibt bei Ihnen, aber verschieden ist unsere Ansicht von der Zukunft und so muß sich ergeben, daß uns ferner Briefe überlästig sind." Er verneinte das, wie sie erzählt, und der Umgang und Briefwechsel zwischen den Beiden dauerte fort; aber in welchen Mißklang das ganze Verhältniß mehr und mehr umsprang, zeigen die bezüglichen Aeußerungen in Schiller's Briefen an Körner und an die Schwestern Lengefeld deutlich genug. Unterm 9. März 1789 schrieb er: „Charlotte besuche ich noch am meisten; wir stehen recht gut zusammen, aber ich habe, seit ich wieder hier — (in Weimar) — bin, einige Prinzipien von Freiheit und Unabhängigkeit im Handeln und Wandeln in mir aufkommen lassen, denen sich mein Verhältniß zu ihr blindlings unterwerfen muß.

Alle romantischen Luftschlösser fallen ein; nur was wahr und natürlich ist, bleibt stehen.“ Hier erscheint also dem Dichter das Project einer Heirat mit Frau von Kalb schon nur noch als ein „romantisches Luftschloß“ und seine ganze bisherige Stellung zu der Dame als unwahr und unnatürlich. Unterm 3. November 1789 äußerte er gegen Karoline von Beulwitz-Lengefeld: „Die Kalb ist doch ein seltsam wechselndes Geschöpf, ohne Talent, glücklich zu sein; wie könnte sie also geben, was sie selbst nicht hat? Vor ihrer Neugierde muß man sich hüten, vor ihrer Inconsequenz, die sie oft verleitet, sogar sich selbst nicht zu schonen, und auch vor ihrer Starkgeisterei, die sie leicht verführen könnte, es mit dem Besten Anderer nicht so genau zu nehmen.“ Unterm 21. Dezember schrieb er: „Die Kalb hat mir heute geschrieben. Ich habe sogleich geantwortet. Lieber zehn Briefe schreiben als einmal selbst kommen.“ Unterm 5. Februar 1790: „Leidenschaft und Kränklichkeit zusammen haben sie manchmal an die Gränzen des Wahnsinns geführt. Sie erhält jetzt von mir keine Antwort auf ihre Briefe mehr. Wie kann ich ihr schreiben!“ Endlich unterm 12. Februar: „Sie drang in mich in ihren letzten Briefen, sie nur auf einen Augenblick zu besuchen, weil sie mir etwas sehr Wichtiges zu sagen habe. Sie war nie wahr gegen mich, als etwa in einer leidenschaftlichen Stunde. Mit Klugheit und List wollte sie mich umstricken. Sie ist jetzt nicht edel und nicht einmal höflich genug, um mir Achtung einzuflößen. Da ich ihr neulich schrieb, ich zweifle, ob sie jetzt die Stimmung schon gefunden hätte, worin eine Zusammenkunft für uns Beide erfreulich sein könnte, und ich dies aus einigen Vorfällen schlösse, antwortete sie mir: „„ich irre mich sehr, wenn ich ihr jetziges Betragen mit jener Tollheit, mit jenem ungeschickten Traum, der lange schon nicht mehr in ihrer Erinnerung sei, in Zusammenhang brächte.““ Darauf schrieb ich ihr, die Versicherung, die sie mir gebe, daß das Vergangene in ihrer Erinnerung ausgewischt sei,

erlaube mir endlich freimüthig mit ihr über das Glück zu sprechen, das meine nahe Verbindung — (mit Lotte von Lengefeld) — mir gewähre. Ich sprach dann mit vollem Herzen von unserer Zukunft und das hat sie nicht ertragen. Hat sie es nicht durch die Platitude verdient, womit sie ihre eigene Empfindung herabsetzt? Aber warum schreibe ich soviel von ihr? Ich hätte etwas Besseres thun können." —

Doch nicht mit dieser grellen Dissonanz sollte eine bedeutsame Episode im Leben unseres Dichters enden. Wenn, wie der ganze Verlauf ihrer Beziehungen zeigt, Schiller und Frau von Kalb nur gewähnt hatten, auf die Dauer Liebende sein zu können, so folgte der Bitterkeit, welche in der Zerstörung dieses Wahns lag, doch bald das beiderseitige Gefühl, daß sie Freunde sein sollten, sein müßten. Im Frühjahr 1793 treffen wir sie wieder im Briefwechsel und damals empfahl ihr der Dichter seinen Landsmann Hölderlin zum Lehrer ihres Sohnes. Der letzte Brief Schiller's, welcher sich in Charlotte's Nachlaß vorgefunden, ist vom 21. Januar 1802. Er wünscht darin der Freundin, daß ihr Leben immer heiter und froh sein möchte, und versichert sie der Aufrichtigkeit und Beständigkeit seiner Freundschaft. Wenn wir nun in dieser Art, nicht ohne Befriedigung, das verworrene Verhältniß zu einem versöhnlichen Abschluß gelangen sehen, so erübrigt noch die Erledigung der Frage, wo denn eigentlich die Ursache zu dem raschen Absprung Schiller's von seinen ursprünglichen An- und Absichten über und mit Charlotte zu suchen sei. Daß die Wendung unmittelbar nach des Dichters Ausflug nach Meiningen, Bauerbach und Rudolstadt, den wir unten sofort berühren werden, eingetreten sei, darüber läßt seine Correspondenz mit Körner keinen Zweifel. Er war auf diesem Ausflug den Schwestern Lengefeld wieder begegnet, war ihnen nähergetreten und hatte die Sehnsucht nach einer „häuslichen Existenz" mit nach Weimar zurückgebracht. Aber eine solche, das fühlte er in jeder Fiber, war von

einem Wesen wie Charlotte von Kalb — auch ihre Freiheit vorausgesetzt — durchaus nicht zu erwarten. Daher Schiller's Resignation nach dieser Seite hin, jetzt eine wirkliche, nicht bloß gedichtete Resignation. Ja, es klingt seltsam und ist doch wahr, daß der große Prophet des Idealismus über die Bedingungen einer glücklichen Ehe eine durchaus ruhig verständige Ansicht und Ueberzeugung hegte. „Bei einer ewigen Verbindung, die ich eingehen soll, darf Leidenschaft nicht sein," schrieb er am 19. November 1787 an Körner. Dann unterm 8. Dezember: „Eine Frau, die ein vorzügliches Wesen ist, macht mich nicht glücklich, oder ich habe mich nie gekannt." Und unterm 7. Januar 1788: „Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an dessen Dasein mein eigenes sich erfrischen kann." Er verlangte von einer Frau, daß sie ihm Ruhe, Frieden und ein gleichmäßig heiteres Behagen verschaffe, und das Alles konnte er nicht von Charlotte von Kalb erwarten, von der „Titanide", die vielleicht die genialste und jedenfalls — das Wort ohne gemeine Nebenbeziehung genommen — die emanzipirteste Frau ihrer Zeit war.

Da ohnehin im Vorstehenden der Zeit schon bedeutend vorgegriffen wurde, so ist nur billig, daß wir die Titanide ihren dornenvollen Lebensweg vollends hinabbegleiten. Nachdem ihr Verhältniß zu Jean Paul in den Jahren von 1796—1800 eine noch glühendere Färbung als das zu Schiller angenommen, aber diesem frappant ähnlich geendigt hatte, erlebte sie in einem und demselben Jahre (1804) den Tod ihres Mannes und den gänzlichen Verlust ihres Vermögens. Ueberdies halberblindet, weilte sie unstät und dürftig in Berlin, Frankfurt, Würzburg — nach Weimar wollte sie nie mehr zurück — dann wieder in Berlin, wo aber Hufeland's Beistand sie nicht vor gänzlichem Erblinden zu bewahren vermochte. Die Gutherzigkeit einer Prinzessin gab der Greisin Dach und Fach im königlichen Schlosse. Die Viel-

bewegte, Vielgeprüfte, in ihren schönsten Hoffnungen Betrogene, in ihren besten Wünschen Gescheiterte behielt bis zuletzt die titanische Energie des Fühlens und Denkens, welche vordem Schiller und Jean Paul angezogen, entzückt und — erschreckt hatte. „Unter allen Frauen, die ich je gekannt habe — schrieb Rahel Levin 1828 an die Fürstin Carolath — ist Frau von Kalb die geistvollste; ihr Geist hat wirklich Flügel, mit denen sie sich in jedem beliebigen Augenblick, unter allen Umständen, in alle Höhen schwingen kann." Die Erscheinung von Jean Paul's gedrucktem Briefwechsel stürmte die leidenschaftlichsten Erinnerungen in der greisen Blinden auf und sie hatte die seltsame Laune, durch Vermittlung Varnhagen's eine Art Verleugnung ihres Liebesverhältnisses zu dem großen Humoristen an Göthe gelangen zu lassen, — gerade wie sie früher versucht hatte, ihre Liebe zu Schiller hinterher vor sich selbst zu verleugnen — und zwar zur nämlichen Zeit, wo sie die beiden Büchlein „Charlotte" und „Cordelia" dictirte, in welchen jedes kundige Auge die Bestätigung jener zweimaligen Liebesglut findet. In ihren letzten Lebensjahren übte die Erscheinung der Hochbetagten mit den großen schwarzen todten Augen unter den weißen Haaren, die hohe Gestalt aufrecht tragend, orakelhafte Geistesblitze sprechend, die häufig von einem halb unheimlichen Lachen begleitet wurden, auf Alle, welche ihr nahe kamen, eine eigenthümliche, fast sphinxartige Wirkung. Einer Sibylle soll sie da geglichen haben. Die Summe ihres Daseins zog sie zuletzt in der stoischen Sentenz: „Wer denkt, darf nie klagen, und wer erkennt, weiß, daß Unvermeidliches ihn getroffen!" So starb die Zweiundachtzigjährige am 12. Mai 1843.

Zu unserem Dichter zurückkehrend, finden wir ihn Ende Novembers 1787 zu Pferde, den von Spätherbstnebeln belasteten Thüringerwald durchziehend. Die Reise ging nach Meiningen und Bauerbach. Schiller's ehemalige Beschützerin, Frau von

Wolzogen, hatte sehnlich verlangt, den Dichter zu sehen, um dessen Ansicht über das Project der Verheiratung ihrer Tochter mit dem Herrn von Lilienstern zu vernehmen. Mit ihrem Wunsche hatte sich der von Schwager Reinwald und Schwester Christophine vereinigt und so war denn Schiller zu Pferde gestiegen. Der Ausflug währte sechszehn Tage, während welcher „von einem edelmännischen Gute zum andern herumgezogen wurde." Auf diesen Fahrten sah der Dichter interessante Contraste der Zeit. Im Dorfe Hochheim war er der Gast einer adeligen Familie, die fünf Töchter und zusammen zehn Personen zählte und im besten Styl altpatriarchalischen Landjunkerthums lebte. Die Fräulein spannen und woben wie „die Prinzessinnen aus der Bibel oder in den Zeiten des Ritterthums," Alles trug selbstgemachtes Zeug und alle Bedürfnisse des Lebens wurden auf dem Gute selbst erzeugt und zubereitet. Zwei Stunden davon lebte ein Kammerherr von S. auf „hochtrabendem, fürstlichem Fuß," in Sprache, Sitte und Einrichtung ganz französirt. Eigen erging es dem Dichter mit den vertrauten Umgebungen von Bauerbach, wo er „von 1782—83 als Einsiedler gelebt hatte und so zu sagen schwindelnd an der Schwelle der Welt gestanden war." Sie hatten ihre Magie verloren und sprachen nicht mehr zu ihm. „An dieser Verwandlung sah ich — schrieb er an Körner — daß eine große Veränderung mit mir selbst vorgegangen war. Und mußte sie nicht? Wie viele neue Gefühle, Schicksale und Situationen lagen nicht in diesem Zwischenraume! Eure Erscheinung, unsere Freundschaft, ganz Mannheim mit seinen Freuden und Leiden, Charlotte, Weimar, eine ganz neue Epoche meines Denkens!" In Bauerbach war er mit Wilhelm von Wolzogen zusammengetroffen, welcher damals, nachdem er 1784 aus der Karlsschule getreten, dem Namen nach Offizier im Regiment Augé, der Sache nach aber Hofarchitekt des Herzogs von Würtemberg war und sich jetzt auf Urlaub bei seiner Mutter befand.

Mit diesem Freunde trat er am 5. Dezember gemeinschaftlich die Rückreise nach Weimar an. Der Ritt ging über Rudolstadt, wohin den jungen Wolzogen das Herz zog. Der 6. Dezember, wo die Freunde den letztgenannten am Ufer der Saale anmuthig gelegenen Ort erreichten, war ein rechter Schicksalstag für Schiller.

In Rudolstadt lebte mit ihren beiden Töchtern Frau Luise Juliane von Lengefeld, welche wir unserem Dichter schon in Mannheim flüchtig begegnen sahen. Die Lage ihres frei an einem Berge stehenden Hauses bot alles Erfreuliche und Unbeschränkte des Landlebens und gewährte die Aussicht auf die sanfte Krümmung des Flusses, in drei frische Thalöffnungen hinein, auf nahe waldumkränzte Anhöhen und ferne großgezeichnete Gebirge. Wie zur Mutter, so standen die beiden Schwestern Karoline und Charlotte auch unter sich in dem Verhältniß innigsten Vertrauens, welchem dadurch kein Eintrag geschehen war, daß die ältere im Jahre 1785 eine Convenienzheirat mit dem rudolstädtischen Legationsrath von Beulwitz geschlossen hatte, die „zufriedenstellend" verlief, aber dem vom Idealismus des Jahrhunderts vollen Herz der jungen Frau keine Befriedigung gewährte. Frau von Lengefeld selbst war eine auf Formen haltende, durch häufigen Hofverkehr an die Schätzung des Ceremoniels gewöhnte, auch mit einem frommen Tic ausgestattete, aber dabei seelengute Dame. Die Stellung einer Hofdame war ihr weibliches Ideal, dessen Verwirklichung sie für ihre jüngere Tochter Lotte — in der Familie vertraulich-zärtlich Lottchen oder Lolo oder Lolochen genannt — anstrebte und zwar gerade damals am Weimar'schen Hofe, wo die Herzogin Luise ihr wohlgeneigt war. Auch die bescheidenen Vermögensverhältnisse des Hauses mochten die Erlangung einer solchen Versorgung räthlich machen. Aber diese Bescheidenheit der Glücksumstände hatte die Lengefeld'sche Familie nicht verhindert, an dem humanen Bildungsstreben, welches die Aristokratie von damals

durchschnittlich so rühmlich auszeichnete, mit regstem Interesse und Verständniß theilzunehmen. Der Hausherr — für das Glück der Seinigen viel zu frühe gestorben, als die 1763 geborene Karoline dreizehn und ihre Schwester Lotte zehn Jahre alt war — hatte seine Töchter selbst unterrichtet und in der Abgeschiedenheit ihres Thales, durch welches damals noch keine Kunststraße führte, hatten sich die beiden Mädchen an der klaren und weiten Weltansicht des Vaters heraufgebildet, besonders Karoline, welche der jüngeren Schwester zugleich Lehrerin und Freundin wurde. Herr von Lengefeld, ein Bewunderer Friedrich's des Großen und von diesem geschätzt, war den Grundsätzen der Aufklärung entschieden zugethan gewesen. Er hatte wie die psychischen, so auch die physischen Kräfte seiner Mädchen sorgsam geübt, hatte den Natursinn, wie den Geschmack an geistigen Freuden in ihnen entwickelt, hatte sie zeitig fühlen gelehrt, was sie suchen sollten, und hatte schon durch seine eigene Persönlichkeit, welche die Prinzipien der Ehre und schönen Sitte repräsentirte, die Einsicht in den wahren Werth der Menschen ihnen eröffnet und die Achtung vor männlicher Würde in ihnen begründet. So in geweihter Stille herangewachsen, nährten die Schwestern Geist und Gemüth mit ernster Lectüre, wie Plutarch und Rousseau sie boten, und erweiterten ihren Gesichtskreis durch die Reise nach der Schweiz, wo neben der großen Natur auch Lavater bedeutend auf sie wirkte. Nach der Heimkehr fühlten sie sich in Rudolstadt doppelt einsam, die Heirat Karoline's mit Beulwitz änderte wenig oder nichts in ihrem Gehaben und so wurden nur mit um so mehr Antheil die Beziehungen gepflegt, welche die Familie mit den Weimar'schen Kreisen verbanden. Charlotte von Stein und Charlotte von Kalb waren dem Lengefeld'schen Hause befreundet, in welchem Göthe so innig verehrt wurde wie nur in irgendeinem andern und das Geistige mehr als Alles galt.

An einem trüben Dezembertage des Jahres 1787 saßen die

beiden Schwestern im elterlichen Hause mitsammen am Fenster. Indem sie in das traurige Nebelgeriesel hinaussahen, kamen sie sich, wie oft schon, vielleicht gerade wieder als verwünschte Märchenprinzessinnen vor, der Erlösung aus dieser Einsamkeit harrend. Da trabten zwei Reiter die Straße herunter, in ihre Mäntel eingehüllt. Scherzend versteckte der Eine sein Gesicht halb unter den Mantelkragen, allein die Schwestern erkannten trotzdem ihren Vetter Wilhelm von Wolzogen, dessen innige Neigung für Karoline durch ihre Heirat nicht zerstört worden war. Der zweite Reiter war den Damen unbekannt oder schien es wenigstens und erregte ihre Neugier, welche bald befriedigt wurde; denn Wolzogen kam und bat um die Erlaubniß, seinen Reisegefährten Schiller für den Abend in das Haus seiner Verwandten einführen zu dürfen. Die Bitte wurde natürlich gerne gewährt, aber als die beiden jungen Männer kamen und die Schwestern ihnen den Willkommen boten, hatten sie sicherlich keine Ahnung, daß sie in ihren Gästen ihre künftigen Gatten begrüßten... Zwei Tage darauf wieder in Weimar, schrieb unser Dichter an Körner: „In Rudolstadt habe ich eine recht liebenswürdige Familie kennen gelernt. Eine Frau von Lengefeld lebt da mit einer verheirateten und einer noch ledigen Tochter. Beide Geschöpfe sind, ohne schön zu sein, anziehend und gefallen mir sehr. Man findet hier viel Bekanntschaft mit der neuen Literatur, Feinheit, Empfindung und Geist. Das Clavier spielen sie gut, welches mir einen recht schönen Abend machte. Die Gegend um Rudolstadt ist außerordentlich schön." Mit noch mehr Wärme äußerte er sich über die neue Bekanntschaft in einem Schreiben vom 20. Dezember an Frau von Wolzogen: — „Wir sind glücklich nach Rudolstadt gekommen, wo ich eine sehr hochachtungswerthe und liebenswürdige Familie fand. Ich kann nicht anders, als Wilhelm's guten Geschmack bewundern; denn mir selbst wurde so schwer, mich von diesen Leuten zu trennen, daß nur die

dringendste Nothwendigkeit mich nach Weimar ziehen konnte. Wahrscheinlich werde ich aber diese Nachbarschaft nicht unbenutzt lassen, und sobald ich auf einige Tage Lust habe, dort sein."

Offenbar hatte Schiller von dem gemüthvollen, durch Bildung und edle Sitte erhöhten Familienleben, welches er im Lengefeld'schen Hause gesehen, einen tiefen Eindruck empfangen. Eine lebhafte Sehnsucht nach einem solchen Dasein erwachte in ihm. Schon am 7. Januar 1788 eröffnete er dem Herzensfreunde Körner seinen Entschluß, zu heiraten; denn, schrieb er: „Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die anderen Freuden genieße. Freundschaft, Geschmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner wohlthätiger häuslicher Empfindungen mich für die Freude stimmt und mein erstarrtes Wesen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt als ein isolirter fremder Mensch in der Natur herumgeirrt und habe Nichts als Eigenthum besessen. Alle Wesen, an die ich mich fesselte, haben Etwas gehabt, das ihnen theurer war als ich, und damit kann sich mein Herz nicht behelfen. Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz." Wunderlich genug kam diesem Wunsche von einer ganz fremden Seite her der Zufall entgegen. Denn gegen das Frühjahr zu erging aus der fränkischen Reichsstadt Schweinfurt an den Dichter die Anfrage, ob er dort nicht eine Rathsherrnstelle mit leidlichem Gehalt, verbunden mit einer Frau von einigen Tausend Thalern, welche an körperlichen und geistigen Vorzügen seiner nicht unwerth sei, annehmen wolle. Schiller nannte den Antrag einen Spaß und behandelte ihn als solchen, wie er auch den flüchtigen, zu Anfang des Winters gehegten Einfall, sich von Wieland die Hand von dessen zweiter Tochter zu erbitten, bald wieder aufgegeben hatte.

Die Frage, ob sich der Heiratsgedanke Schiller's schon damals wenigstens instinktartig auf Lotte von Lengefeld gerichtet habe, dürfte schwer zu verneinen und noch schwerer zu bejahen sein.

Denn wenn Karoline sagt, daß den Dichter schon einige Wochen nach seinem Besuch in Rudolstadt eine lebhafte Neigung zu ihrer Schwester erfüllt habe, so ist aus Gründen, die später zur Sprache kommen werden, diese Aussage wohl nur als ein hochherziger Anachronismus zu betrachten. Was aber Lotte betrifft, so ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß Schiller's Erscheinung in ihrem elterlichen Häuse ihr Herz noch unberührt gelassen habe, denn dieses hatte die schmerzlichen Nachwehen einer ersten und unglücklichen Liebe noch nicht verwunden. Sie war, am 22. November 1766 geboren, damals einundzwanzig Jahre alt. Mit liebender Hand hat die Schwester ihr Bild so gezeichnet: „Sie hatte eine sehr anmuthige Gestalt und Gesichtsbildung. Der Ausdruck reinster Herzensgüte belebte ihre Züge und ihr Auge blitzte nur Wahrheit und Unschuld. Sinnig und empfänglich für alles Gute und Schöne im Leben und in der Kunst, hatte ihr ganzes Wesen eine schöne Harmonie. Mäßig, aber treu und anhaltend in ihren Neigungen, schien sie geschaffen, das reinste Glück zu genießen und zu gewähren. Sie hatte Talent zum Landschaftszeichnen, einen feinen und tiefen Sinn für die Natur und Reinheit und Zartheit in der Darstellung. Unter günstigeren Umgebungen hätte sie in dieser Kunst Etwas leisten können. Auch sprach sich jedes erhöhtere Gefühl in ihr oft in Gedichten aus, unter denen einige, von der Erinnerung an lebhaftere zärtliche Herzensverhältnisse eingegeben, voll Grazie und sanfter Empfindung sind.“ Damals, im Spätherbst und Winter 1787, war ihre Seele wund. Sie hatte ihr erstes jungfräuliches Gefühl einem trefflichen und liebenswürdigen Manne zugewandt, welcher diese Neigung leidenschaftlich erwiderte. Aber die Ungunst der äußeren Verhältnisse hatte eine Verbindung der Liebenden verhindert und den Geliebten in Militär-Diensten über das Meer hinweggeführt. Die schmerzlichen Nachklänge dieses Lebewohls auf immer zu lindern, wurde eine zeitweilige Ortsveränderung für Lotte passend erachtet und

so kam sie zu Anfang Februars 1788 nach Weimar, wo sie in dem befreundeten Hause der Frau von Imhof zu Gaste war. Nebenbei sollte auch Lotte's Anwesenheit in Weimar die Herzogin Luise an die dem Mädchen in Aussicht gestellte Hofdamenstelle erinnern. Aber das Ideal der guten Frau von Lengefeld kam seiner Verwirklichung dadurch nicht näher; denn schon ging Lolo einer anderen Bestimmung entgegen.

Schiller's Zartgefühl verwehrte ihm, der jungen Dame seine Gegenwart aufzudrängen, doch begegnete er ihr da und dort, theils an öffentlichen Orten, theils in engeren Kreisen, bei Frau von Imhof, bei Frau von Stein. Sie erregte seine Aufmerksamkeit, seine Theilnahme mehr und mehr und Lotte ihrerseits konnte, so, wie sie war, die freundschaftliche Annäherung eines solchen Mannes nicht ohne stille Genugthuung bemerken. Ohne leidenschaftliche Regung und Erregung wob sich zwischen ihnen ein Band herzlicher Sympathie. Als die Heimkehr der jungen Dame bevorstand, wünschte sie von dem Dichter ein Stammbuchblatt, denn es war damals die Zeit der Stammbücher, und sagte ihm bei dieser Gelegenheit, daß sie sich zu ihren Bergen und Bäumen heimsehne. Er schickte ihr am 3. April 1788 jene Stammbuchverse, welche jetzt mit einigen Veränderungen in seinen Gedichten stehen, und schrieb ihr dazu: „Sie können sich nicht herzlicher nach Ihren Bäumen und schönen Bergen sehnen, mein gnädiges Fräulein, als ich, und vollends nach denen in Rudolstadt, wohin ich mich jetzt in meinen glücklichsten Augenblicken im Traume versetze. Ich habe nie glauben können, daß Sie in der Hof- und Assemblee-Luft sich gefallen; ich hätte eine ganz andere Meinung von Ihnen haben müssen, wenn ich das geglaubt hätte. Verzeihen Sie mir, so eigenliebig bin ich, daß ich Personen, die mir theuer sind, meine eigene Denkungsart unterschiebe.“ In ihrer Antwort erinnerte Lotte den Freund an seine früher gegen sie geäußerte Absicht, im Sommer nach Rudolstadt zu kommen, und als sie ihm

einige Tage später ihre Abreise anzeigte, schrieb sie: „Die Hoffnung, Sie bei uns zu sehen, macht mir den Abschied leichter. Kommen Sie, sobald als Sie können. Leben Sie wohl, recht wohl und denken Sie meiner. Ich wünsche, daß es oft geschähe.“ Liegt in dieser reizend naiven Aeußerung nicht schon eine Andeutung, daß das junge Mädchen auf der „blumenvollen Flur,“ welche von der Freundschaft zur Liebe führt, schon einige Schritte nach vorwärts gethan hatte? Daß auch Schiller's Gefühl bereits eine Steigerung erfahren, erkennt man an den Worten seines Antwortschreibens: „Sie werden gehen, liebstes Fräulein, und ich fühle, daß Sie mir den besten Theil meiner jetzigen Freuden mit sich hinwegnehmen. Lassen Sie das kleine Samenkorn der Freundschaft nur aufgehen; wenn die Frühlingssonne darauf scheint, so wollen wir schon sehen, welche Blume daraus werden wird.“

Es war zwischen Schiller und Lotte verabredet worden, daß sie dem Freunde in der Umgebung von Rudolstadt eine passende ländliche Wohnung für die Sommermonate ausmitteln sollte, und die Freundin beeilte sich nach ihrer Heimkunft, dem übernommenen Auftrage zu genügen. Sie dachte zuerst an das schön gelegene Haus des fürstlichen Gärtners in Kumbach, Rudolstadt gegenüber, entschied sich dann aber für das Haus des Cantors Unbehaun in dem eine halbe Stunde von der Stadt entfernten Dorfe Volkstädt, wo sie am 22. April für den Dichter eine Wohnung bestellte. Auf diesem Gange wurde sie von einer Rudolstädter Freundin, Friederike von Holleben, begleitet, welche ein Jahr darauf den Freiherrn Heinrich von Gleichen heiratete und später die liebevolle Schwiegermutter von Schiller's und Lotte's jüngster Tochter Emilie geworden ist. Der Dichter freute sich von ganzer Seele auf diese Villeggiatur. „Sobald der Frühling einmal dauerhaft sein wird — schrieb er am 25. April an Körner — ziehe ich in die Einsamkeit aufs Land; mein Kopf und mein

Herz sehnen sich danach. Ich werde mich eine halbe Stunde von Rudolstadt niederlassen. Die Gegenden sind dort überaus ländlich und angenehm und ich kann da in seliger Abgeschiedenheit von der Welt leben. Das Lengefeld'sche Haus wird mir den Mangel an Gesellschaft hinlänglich ersetzen. Es sind dort vier sehr schätzbare Menschen beisammen, von sehr vieler Bildung und dem edelsten Gefühl. Sie sind auch schon in der Welt gewesen und haben eine glückliche Gemüthsstimmung daraus zurückgebracht. Alles, was Lectüre und guter Ton einer glücklichen Geistesanlage und einem empfänglichen Herzen zusetzen kann, finde ich da in vollem Maße; außerdem auch viele musikalische Fertigkeit, die nicht den kleinsten Theil der Erholung ausmachen wird, die ich mir dort verspreche." Wie aus den letzten Worten erhellt und wie wir schon früher, in der Herberge zu Oggersheim wahrgenommen haben, liebte Schiller die Musik sehr. Sie stimmte ihn productiv. Es liegt hierin einer der vielen Gegensätze seiner Natur zu der Göthe's. Die poetische Anregung, welche dieser bei den bildenden Künsten holte, verdankte Schiller gerne der Musik, während er sich, wenn auch vielleicht in zu schroffer Weise, das Interesse und den Sinn für die bildenden Künste absprach.

Er hatte sich den Winter über fleißig zur Arbeit gehalten. Die Fortführung der Thalia, die Mitwirkung am Deutschen Merkur gaben ihm zu thun. Im Vordergrunde seiner Thätigkeit standen die Geschichte der niederländischen Rebellion und der Geisterseher. Körner hatte aber an Alledem kein Wohlgefallen; denn er wollte, daß Schiller, statt seine Kraft zu zersplittern, dieselbe lieber wieder ganz und voll auf die Schöpfung eines großen poetischen Werkes wenden möchte, meinte tadelnd, der Freund habe in Weimar seiner hohen Ideen über Dichterberuf und Dichterwerth ganz vergessen, und fürchtete, die historischen Studien und Arbeiten würden den Dichter der Poesie abtrünnig machen. Schiller rechtfertigte seine schriftstellerische Beschäftigung mit der

Historie vor den Einwürfen des Freundes vermittelst äußerlicher und innerlicher Gründe, indem er ihm zu bedenken gab, daß er von der Schriftstellerei leben und daher auf das sehen müsse, was einträglich sei; ferner, daß zu poetischen Schöpfungen Stimmung und Laune nöthig und über diese nicht willkürlich zu gebieten sei; endlich, daß historische Arbeiten doch wohl auch für seine dichterische Zukunft fruchtbar sein könnten. Freilich konnte der Dichter dabei nicht verschweigen, daß in der Nothwendigkeit, von seiner Feder leben zu müssen, sehr viel Niederschlagendes liege, und es muß wohl eine trübe Stunde für ihn gewesen sein, als er am 18. Januar 1788 die Worte an den Freund richtete: „Du wirst es für keine stolze Demuth halten, wenn ich dir sage, daß ich zu erschöpfen bin. Meiner Kenntnisse sind wenig. Was ich bin, bin ich durch eine oft unnatürliche Spannung meiner Kraft. Täglich arbeite ich schwerer, weil ich viel schreibe. Was ich von mir gebe, steht nicht in Proportion mit dem, was ich empfange. Ich bin in Gefahr, mich auf diesem Wege auszuschreiben." Gegen den Frühling zu, mit der Aussicht auf den Sommeraufenthalt in Volkstädt vor Augen, erhob sich jedoch der Dichter wieder über diese düstere Auffassung seiner Lage und in seinem Briefe vom 16. April ist er im Falle, auch hinsichtlich seiner pecuniären Verhältnisse dem Freunde die beruhigende Versicherung geben zu können, daß er jetzt mehr erwerbe als er brauche und daß es „auf dem Wege zur ökonomischen Genesung — d. h. mit dem Schuldenzahlen — zwar langsam, aber doch vorwärts gehe." Wie nahe der Gränze völligen Mangels er übrigens zu dieser Zeit manchmal gekommen, erfahren wir daraus, daß er im Sommer 1795 an Göthe schrieb: „Ich erinnere mich, wie ich einmal vor sieben Jahren in Weimar saß und mir alles Geld bis auf etwa zwei Groschen ausgegangen war, ohne daß ich wußte, woher neues zu bekommen."

Im Uebrigen reicht, glaube ich, schon „der Geisterseher"

aus, uns zu überzeugen, daß Schiller seines Dichterberufes damals keineswegs uneingedenk war. Die Herbigkeit, womit er über dieses Werk noch während der Arbeit daran und unmittelbar nachdem er sie fallen gelassen geurtheilt hat, indem er es eine „Schiererei" und eine „Farce" nannte, zeugt wohl für die Strenge der Forderungen, die er an sich stellte, ist aber sicherlich unbegründet. Der Geisterseher ist ein ganz vortrefflicher Roman und wir haben nur zu beklagen, daß er unvollendet geblieben. Er ist so recht aus dem 18. Jahrhundert herausgeschrieben, nicht weniger als der Wilhelm Meister. Heutzutage würde man das Buch einen Tendenzroman nennen und zwar mit Grund; denn der Dichter ging von der ganz bestimmten Tendenz aus, die religiösen Verirrungen seiner Zeit zu zeichnen. Ob er als Vorbild seines zum Katholicismus bekehrten Helden, wie Einige wollen, den Herzog Karl Alexander von Würtemberg, den Patron des Juden Süß, oder, wie Andere meinen, den Prinzen Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg vor Augen gehabt, ist von keinem Belang. Genug, der Geisterseher ist ein poetisches Spiegelbild der großen Verschwörung des Obscurantismus gegen die Aufklärung des 18. Jahrhunderts, ein Spiegelbild der Zeit, wo die Bedürfnisse des Gemüthes und die Forderungen der Phantasie, von den Industrierittern von damals sofort zur Grundlage ihrer Operationen gemacht, gegen die Philosophie des gesunden Menschenverstandes reagirten und zwar mit einem Erfolg, welcher unbegreiflich wäre, wüßte man nicht, daß die Extreme überall sich berühren, weil die menschliche Natur, von dem einen Extrem abgestoßen, sich nur gar zu gerne dem entgegenstehenden überliefert. Machen wir hier einen kurzen Halt, um dieses dem 18. Jahrhundert so wesentliche kulturgeschichtliche Moment etwas näher ins Auge zu fassen.

Zu allen Zeiten haben die Menschen mit dem Räthselhaften zu spielen geliebt und der Faust'sche Drang, die Schranken der

Endlichkeit der Menschennatur zu durchbrechen und aus dem Gebiet des Natürlichen in das des Uebernatürlichen oder Unnatürlichen phantastisch hinüberzuschwärmen, ist so alt wie die Kultur, wie das menschliche Bewußtsein. Durch die ganze Geschichte des Alterthums zieht sich die Fabel von einer mit magischen Kräften ausgestatteten Geheimlehre und das Christenthum konnte vermöge seiner mystischen Seite diese Mystik nur unterstützen. So finden wir denn in allen Jahrhunderten des Mittelalters eine von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzte Schule von tiefsinnigen oder, wenn man will, aberwitzigen Grüblern, die sich einer sogenannten „verborgenen Weisheit" rühmten und auch wohl mitunter im Besitze derselben zu sein wähnten. Die von den Träumen der Alchymie unterstützte Thätigkeit dieser „Adepten" war auf das „Magisterium," die „Materia prima," das „Geheimniß der Projection," auf die Herstellung des „Aurum potabile," des „philosophischen Steins," der „Universalmedicin" oder des „Lebenselixirs" gerichtet und es gab gläubige Thoren genug, die Goldmacher und Verjüngungstinkturbrauer in Arbeit zu setzen. Diese im Grunde meist nur auf die gemeinsten Instinkte der Menschen, den Durst nach Gold und Sinnengenuß und die Furcht vor dem Tode, basirten Speculationen fanden in der Verwilderung des 17. Jahrhunderts einen neuen Anhaltspunkt an einer kecken literarischen Mystification, welche von Valentin Andreä ausging. Im Jahre 1615 erschien nämlich zu Frankfurt das Buch von der löblichen Brüderschaft des Rosenkreuzerordens, worin behauptet wurde, daß ein von einem Deutschen, dem 1388 geborenen Christian Rosenkreuz gestifteter Geheimbund, die „Fraternität der Rosenkreuzer," existire, welche den „Lapidem philosophorum" besäßen und die „Transmutationem metallorum" verständen, die Handhabung dieser wunderbaren Kräfte übrigens nur als Nebensache betrieben, weil des Ordens Hauptzweck sei, die Menschheit einer höheren Gotterkenntniß und einer reineren Moral entgegen-

zuführen. Letzteres wurde die Lockspeise, wodurch auch edlere Gemüther dem Tische des Unsinns zugeführt worden sind. Vergebens deckte Andreä, erschreckt durch das wundersüchtige Scandal, welches sein Buch verursachte, schon drei Jahre später den ganzen Schwindel auf, vergebens machte er sich über die Schwachen an Verstand lustig, welche an derartige „inventiones“ glaubten: — das Märchen von der Rosenkreuzerei blieb ein Hauptelement der Geheimnißkrämerei und wurde von dem 17. Jahrhundert getreulich dem 18. überliefert. Doch das 18. Jahrhundert, so lange der emanzipative Gedanke, der es beseelte und bewegte, in seiner Jugendkraft stand, modelte Alles nach seinem Geiste und so sehen wir es denn auch den Hang der Menschen zum Geheimnißvollen und den Geheimbundapparat seiner aufklärerischen Tendenz dienstbar machen. Im Jahre 1717 wurde zu London die erste Freimaurerloge eröffnet und mit so reißender Schnelligkeit verbreitete sich dieser Geheimbund über den Erdball, daß schon im Jahre 1730 nicht nur auf dem Continent, sondern auch in Ostindien und Nordamerika Logen existirten. Die erste deutsche wurde 1737 zu Hamburg aufgethan.

Woher die Freimaurerei? Was war sie? Was wollte sie? Sie ging von der freidenkerischen Bewegung in England aus und man hat mit Recht gesagt, die Freimaurer seien die „Ritter vom Geiste“ des Jahrhunderts der Aufklärung, die Freimaurerei sei die „innere Mission“ des Deismus, d. h. des Rationalismus und der Toleranz, gewesen. In dem von James Anderson 1721 verfaßten Constitutionenbuch, der ältesten authentischen Urkunde des Ordens, heißt es: „Der Maurer ist durch seinen Beruf verbunden, dem Sittengesetze zu gehorchen; und wenn er die Kunst recht versteht, wird er weder ein stumpfsinniger Gottesleugner noch ein frecher Wüstling sein. Es wird für dienlich erachtet, die Maurer allein zu der Religion zu verpflichten, worin alle Menschen übereinstimmen, ihre besonderen Meinungen aber

ihnen selbst zu überlassen: das ist, gute und treue Männer zu sein, Männer von Ehre und Rechtschaffenheit, durch was immer für Benennungen oder (religiöse) Ueberzeugungen sie unterschieden sein mögen. Hiedurch wird die Maurerei die Spitze aller menschlichen Vereinigung und das Mittel, treue Freundschaft unter den Menschen zu stiften." Also die Bestimmung des Menschen aus dem Bereich der Dogmenformeln hinweg und auf das Gebiet der Sittlichkeit hinüber verlegen, unter Garantie der Freiheit der persönlichen Ueberzeugung in Glaubenssachen einen großen Freundesbund unter den Menschen aufrichten, innerhalb dessen die Unterschiede der Geburt, des Ranges und Reichthums verschwinden sollten, mit einem Worte, dem Prinzip des Individualismus das Prinzip der Brüderlichkeit zugesellen, dem vorurtheilsfreien Verstand die werkthätige Liebe vermählen, — fürwahr eine große, eine erhabene Idee! Aber die nackte Schönheit der Wahrheit wird stets nur von Wenigen gefühlt und verstanden. Die Menge, und zwar die gebildete nicht weniger als die ungebildete, verlangt nach bunten Hüllen und schimmerndem Tand. Die Begründer der Freimaurerei erwiesen sich als erfahrene Menschenkenner, als sie ihrer Stiftung durch Hindeutung auf uralten Ursprung derselben und geheimnißvollen Zusammenhang mit großen Epochen der heiligen und profanen Geschichte die Weihe einer ehrwürdigen Tradition verliehen. Aber indem man, angeblich von den Bauhütten des Mittelalters Symbolik und Ritual, sowie die Abstufung der Logenmitglieder in die drei Classen der Meister, Gesellen und Lehrlinge entlehnend, den Maurerbund mit dem Tempelbau Salomon's in mysteriöse Beziehung setzte, ja sogar seinen Ursprung um vier Jahrtausende vor Christus hinaufrückte, ermächtigte man auch die industrieritterliche Betriebsamkeit zur Ausbeutung dieser frommen Fabelei. So lange freilich der maurerische Gedanke in seiner ursprünglichen Reinheit mächtig blieb, gestattete er abenteuerlichen Mißbräuchen keinen Raum, und

wenn auch die Logen schon frühzeitig das Ziel der Neugier des vornehmen Müssiggangs wurden, so waren sie doch zugleich die Sammelpunkte der intelligentesten, redlichsten und strebsamsten Männer aller gebildeten Classen. Man vergesse nicht, daß nicht nur eine Menge Fürsten und Prinzen sich in die Logen drängte, sondern daß auch der Prinz, welcher nachmals Friedrich der Große wurde, das maurerische Schurzfell umband — (er wurde in der Nacht vom 14. auf den 15. August 1738 zu Braunschweig eingeweiht) — und daß in Weimar, wohin Bode, einer der thätigsten Freimaurer des Jahrhunderts, den Orden gebracht, noch 1780 der Herzog Karl August, Herder und Göthe sich in den Bund aufnehmen ließen, welchem auch Wieland angehörte. Es kann keinem Zweifel unterliegen, die Freimaurerei, dieser über den ganzen Erdboden sich verbreitende Bund der religiösen Toleranz und der humanen Anerkennung der brüderlichen Gleichheit der Menschen, hat ganz wesentlich zur anhebenden Verwirklichung der demokratischen Ideen des 18. Jahrhunderts beigetragen. Insofern haben ihre Gegner von heute ganz recht, wenn sie die Freimaurerei ein revolutionäres Institut nennen.

Aber diese Ansicht von der Natur des Maurerbundes ist nicht erst von heute. Der Jesuitismus hatte sofort die Gefahr erkannt, welche von Seiten des maurerischen Prinzips dem seinigen drohte, und schlau und thätig, wie er war, unternahm er es, den Feind mit dessen eigenen Waffen zu bekriegen, d. h. er bemächtigte sich der maurerischen Formen, um unter denselben seine eigenen Aufgaben zu verfolgen. Dabei kam ihm zu statten, daß dem durch die encyklopädistische Freigeisterei abgeklärten Verstand in der Oede seiner Nüchternheit so unheimlich und beklommen zu Muthe wurde, daß er sich schon der Abwechslung wegen der tollsten Wundersucht vielfach widerstandslos anheimgab. Nachdem zu Paris im Palais Clermont, wo die aus England vertriebenen Stuarts wohnten, zu jakobitischen und jesuitischen Zwecken das

Clermont'sche System erfunden und als eine angebliche Fortsetzung des Templerordens in die Maurerei eingeschmuggelt worden war, kam ein sogenanntes „inneres" System nach dem andern auf. Berüchtigt vor allen machte sich das der „stricten Observanz," wo außer den ursprünglich maurerischen drei Johannisgraden noch eine Menge höherer Weihungen statuirt und mit rosenkreuzerischen Symbolen, mit Hieroglyphen, Eidschwüren und phantastischem Ceremoniel kurzsichtige Mysteriensüchtlinge gebleudet und genasführt wurden. Zu strictem Gehorsam gegen ihre unbekannten „Oberen" verpflichtet, deren geheimnißvolles Haupt unter dem Titel des Ritters von der rothen Feder (Eques a penna rubra) verehrt wurde, waren die Maurer der stricten Observanz nur Marionetten an den Drähten der obscurantistischen Kabale, welche sich insbesondere die Vernichtung des Protestantismus vorgesetzt hatte. Bei dieser Kabale war auch die unmittelbare oder mittelbare Direction von allen den bunten Mysterienspielen, welche in den Logen der Rosenkreuzer, der afrikanischen Brüder, der Gesellschaft der deutschen Kette, der Ritter und Brüder Eingeweihten aus Asien, des Jerusalemsordens, des Ordens der höchsten Vorsehung, des Ordens der Sonnenritter, der Schwertritter, der Verbrüderung zum Herzen Jesu und wie sonst noch alle die Bastardschößlinge der Freimaurerei hießen, an der Tages- oder vielmehr an der Nachtordnung gewesen sind. Die Sucht der Geheimbündelei war so epidemisch, daß fast kein Stand von ihr verschont blieb. War doch auch das deutsche Studententhum ganz von dieser Epidemie inficirt, wie der Moselbund — 1771 zum Amicistenorden reformirt — der Concordienorden, Lilienorden, Schwertorden, Faßbinderorden und viele andere hinlänglich beweisen. Das ganze Ordenswesen war ein ungeheures Gedränge von Betrügern, Betrogenen und betrogenen Betrügern geworden.

Der vorübergehend siegreiche Rückschlag gegen die Philoso-

phie des „Common sense“ war demnach erfolgt. Die Zeit der Mysterien, der Blendwerke, des Wunderrausches war da. Paris, dessen providentielle Bestimmung zu sein scheint, jeder Thorheit, von der kleiderkünstlerischen bis hinauf zur weltgeschichtlichen, den Stempel der Mode aufzudrücken, ging voran. Der Spott Voltaire's, der Skepticismus Diderot's hatte die Salons zu langweilen angefangen. Die Appellation Rousseau's an das Gemüth hatte in diesen Kreisen in eine Appellation an die unklare Fühlsamkeit und Phantasterei sich verkehrt. Man lechzte nach Wechsel, nach Neuem, nach Unerhörtem. Die Blasirtheit tastete krampfhaft nach irgend einem neuen Nervenreiz umher und nach bis auf die Hefen geleertem Becher des Unglaubens griff man zu dem Taumelkelch des Aberglaubens. Nachdem man im Kreise der Sinnenwelt Alles erschöpft, Alles mißbraucht hatte, erwachte ein krankhaftes Gelüste nach Uebersinnlichem: man wollte Geister beschwören, man wollte, nachdem man Gott geleugnet, den Teufel sehen. Nur wenige Jahre vor der Zeit, wo das Christenthum in Frankreich offiziell abgeschafft wurde, erzählte der Duc de Lauzun seiner Tante, der Marquise de Créquy, daß er mit anderen Grandseigneurs beim Duc de Chartres — dem nachmaligen Philipp Egalité — einer Beschwörung des Satans angewohnt habe. Da sei in einem Krystallgefäß eine Kröte geschwommen, welche alle Sacramente der Kirche erhalten hatte (!) und, von dem Exorcisten als „Saint-Ange, mon cher Ange, mon belle Ange“ beschworen, dann als leibhaftiger Satan erschien, in geschlechtslos unheimlicher Gestalt. Wie nur immer in den finstersten Zeiten der Vergangenheit, unterhielten sich die vornehmen Kreise jetzt wieder mit zauberischen Practiken, welche oft genug von verbrecherischer Tendenz waren. Als Marie Antoinette 1778 ihre ersten Wochen hielt, wurde ihr von einem Pfarrer in Paris ein Schächtelchen zugestellt, worin ihr Trauring lag. Ein Begleitschreiben des Priesters sagte aus, er habe unter

dem Siegel des Beichtgeheimnisses den Ring erhalten mit dem Bekenntniß, derselbe sei der Königin einige Jahre zuvor entwandt worden, um zu magischen Besprechungen benützt zu werden, welche sie verhindern sollten, Kinder zu bekommen. Man wird sich weniger darüber verwundern, daß die höfische Intrigue auf solchen Aberwitz verfallen konnte, wenn man erwägt, daß sogar gelehrte Leute, wie ein Duchanteau und ein Clavières, alles Ernstes an die Verwirklichung ihrer lächerlich unsauberen oder ruchlos grausamen Träumereien von der Herstellung des philosophischen Steins dachten. Solche alte, neuaufgewärmte Phantasmen erhielten durch Mesmer's Evangelium von dem „allgemeinen Fluidum" eine sehr bedeutende Stütze. Auch Mesmer gab ja den von ihm erfundenen „thierischen Magnetismus" für eine Universalmedizin aus, und nachdem es ihm, hauptsächlich vermittelst seiner Verbindungen in der entarteten Freimaurerwelt, einmal gelungen war, den Glauben an diese Art von „Magisterium" zu Paris in die Mode zu bringen, warfen sich die Menschen der Salons mit beispielloser Gier auf das neue Heil. Prinzessinnen und Herzoginnen saßen gläubig um die wunderthätige magnetische Wanne her und in neuem Gewande hielt ein alter Schwindel seinen Triumphzug durch Europa.

Während in Frankreich alle diese Ausschreitungen einer wahnsinnig gewordenen Phantasie durch den „heiligen Dreiklang" der Mystik Saint-Martin's eine gewisse religiöse Weihe erhielten, war in Deutschland seit länger her, durch die pantheistische Schwärmerei Böhme's, den Swedenborgianismus, den pietistischen Gefühlsüberschwang, die sibyllinischen Orakeleien Hamann's, die liebseligen Missionsreisen Lavater's, dem gegen die exclusive und mitunter tyrannische Herrschaft des gesunden Menschenverstandes reagirenden Mysticismus Raum geschaffen worden. Auch hier stand die Geheimnißsucht in üppigem Flor, auch hier tollte die Maskerade der Rosenkreuzerei, auch hier wollte man Geister

sehen und Wunder haben und — die Geisterbeschwörer und Wunderthäter fanden sich. Fast ganz zur gleichen Zeit führte in Schwaben der Pater Gaßner das Scandal seiner angeblichen Wundercuren auf und narrte in Sachsen der Leipziger Kaffeewirth Schrepfer vornehme Edelleute und reiche Bürger mit albernsten Geisterbeschwörungsfarcen. So war denn jenseits und diesseits des Rheines der Boden vorbereitet, auf welchem der „göttliche" Cagliostro die glänzendste Schwindlerrolle des Jahrhunderts spielen sollte. Giuseppe Balsamo — der „Sicilianer" in Schiller's Geisterseher — begann in Palermo und Rom seine Laufbahn, dort als Fälscher, hier als Verkuppler seiner Frau, und endigte sie in den Gefängnissen der römischen Inquisition als Denunciant der Aufklärung. Diesseits der Alpen trat er, nach Führung verschiedener Namen und Betreibung verschiedener unsauberer Gewerbe in verschiedenen Ländern, unter dem Namen eines Grafen Cagliostro als Mystagog im großen Styl auf. Ob er, wie Viele vermutheten, von Anfang an ein Werkzeug in den Händen der Jesuiten gewesen, steht dahin; gewiß aber ist, daß die obscurantistische Rückwärtsbewegung der Zeit in ihm gipfelte. Zu London in eine Freimaurerloge aufgenommen, beschloß er, den maurerischen Apparat zum Vehikel seines Glückes zu machen. Er erfand ein neues System, die „ägyptische Maurerei," die abenteuerlichste Stoppelei von Absurditäten, die man sich denken kann, und fand Glauben und Gehorsam als Besitzer der Würde eines Groß-Kophta, zu welcher er sich selbst erhöhte. Es ist unglaublich und dennoch buchstäblich wahr, daß dieser gemeine, ungebildete, in kunterbuntester Phraseologie umhergaukelnde Abenteurer im vorletzten Jahrzehent des 18. Jahrhunderts der Aristokratie Europa's die Hebung ungeheurer Schätze, die Goldtinktur, den Umgang mit „Geistern," die physische und psychische Wiedergeburt versprechen durfte; und es ist noch unglaublicher und dennoch buchstäblich wahr, daß seine Anhänger ihm glaubten, ihn

als ein höheres Wesen betrachteten und unter seine Marmorbüsten schrieben: Divo Cagliostro. In Frankreich währte der Zauber des Schwindlers länger als in Deutschland, wo von Mitau aus seine frühere Jüngerin, Frau Elise von der Recke, seine Entlarvung unternahm. Selbst seine Verwicklung in die schmutzige Halsbandgeschichte konnte den Groß-Kophta bei den Franzosen noch nicht discreditiren. Diesseits des Rheines haben wohl gerade die Machinationen des Sicilianers zu einem heilsamen Gegenstoß in der Freimaurerei mitbeigetragen. Auf dem großen in Wilhelmsbad bei Hanau 1782 tagenden Maurerconvent errang die von Bode und Knigge geführte aufklärerische Opposition einen entscheidenden Sieg über das System der stricten Observanz und die Mehrzahl der deutschen Logen adoptirte von da ab das System der sogenannten eklektischen Maurerei, d. h. sie kehrte zu den ursprünglichen Grundsätzen des Freimaurerthums zurück. Von diesem war auch der von Weishaupt und Zwackh 1776 zu Ingolstadt gestiftete, durch Knigge maurerisch ausgebildete Orden der Illuminaten nur eine Abzweigung, und zwar im Sinne eines mehr aggressiven Vorschritts. Gerade deßhalb rief aber der Illuminatismus von Seiten der staatlichen und kirchlichen Gewalt eine Verfolgung wach, welcher er nach kurzer Blüthe erlag, den Hauptverursächern seines Falles, den Jesuiten, welche durch die 1773 erlassene Aufhebungsbulle Clemens des Vierzehnten zwar das Ordensgewand, nicht aber Einfluß und Macht verloren hatten, den Triumph bereitend, sagen zu können, daß es doch wohl ersprießlicher sei, „ad majorem Dei gloriam“ als an der „Vervollkommnung der Menschen“ zu arbeiten.

Auf dem im Vorstehenden umschriebenen Gebiete, wo sich der Kampf der widerstreitenden Gedanken und Interessen des Jahrhunderts inmitten phantastischer Versuche und lichtscheuer Ränke abspielte, bewegte sich Schiller, während er an seinem Geisterseher arbeitete. Plötzlich sehen wir ihn mit einem genialen

Sprung in eine ganz andere Region sich versetzen. Am 17. März schrieb er an Körner, er habe sich auf etliche Tage wieder ins Gebiet der Poesie hineingeschwungen und bei dieser Gelegenheit die Entdeckung gemacht, daß seine Muse, ungeachtet er sie lange vernachlässigt hätte, noch nicht mit ihm schmolle. Wieland hätte für das Märzheft des Merkur auf ihn gerechnet und da habe er „in der Angst" ein Gedicht gemacht. Dieses Gedicht erschien denn auch wirklich in dem Märzheft der genannten Zeitschrift. Es war die berühmte Elegie „die Götter Griechenlands," die beredte Apotheose jener Erscheinungsform der religiösen Idee, welche Hegel nachmals so treffend als die „Religion der Schönheit" charakterisirt hat. Aber mochte der Anreiz zu dieser Ausströmung zunächst immerhin ein äußerlicher sein, das eigentliche Motiv lag zweifelsohne tiefer. Im Umgange mit Wieland hatte unser Dichter zuerst eine nachdrücklichere Anregung zur Beschäftigung mit dem griechischen Alterthum empfangen, zu einem Studium also, welches von jetzt an sehr bestimmend auf seine Anschauungen und Schöpfungen einwirken sollte. Indem nun das hellenische Schönheitsideal vor seinen Blicken aufzuleuchten begann, mußte er sich von den fratzenhaften Mißbildungen der jüdisch-christlichen Idee, mit welchen er im Geisterseher zu thun hatte, heftig angewidert fühlen und es drängte ihn zu einem dichterischen Protest gegen diese Welt von Spukgestalten. So erklärt sich, glaube ich, am leichtesten die Entstehung jenes herrlichen Liedes zum Preise der griechischen Durchgötterung der Welt und der künstlerischen Schönheit des griechischen Cultus. Es konnte aber nicht ausbleiben, daß die Götter Griechenlands neben lebhafter Bewunderung auch lebhaften Tadel erfuhren. Vortretend unter den Tadlern war Graf Friedrich von Stolberg, welcher seine Hingebung an die katholische Kirche, zu welcher er später übertrat, schon jetzt zu manifestiren sich beeilte. Wir haben keinen Grund, an der Redlichkeit seiner Absicht zu zweifeln, aber

was soll man dazu sagen, wie er sie ins Werk setzte? Im Augustheft des deutschen Museums von 1788 trat er mit dem Eifer eines Familiaren der Inquisition als Denunciant gegen Schiller auf, welchen er ohne Weiteres des Atheismus zieh, um den Heiden und Atheisten desto bequemer dem Haß unverständiger Zeloten überantworten zu können. Wieland wollte, daß der Dichter „den platten Grafen für seine selbst eines Dorfpfarrers im Lande Hadeln unwürdigen Querelen über die griechischen Götter ein wenig heimschicke," und Schiller hatte auch gute Lust dazu, verschob aber seine Rache, welche nicht ausbleiben sollte, auf eine gelegenere Zeit. Konnte er sich doch einstweilen mit dem Bewußtsein beruhigen, daß das Gedicht, gegen welches die beschränkte Zionswächterei ins Feuerhorn stieß, seinem Genius eine neue Entwicklungsphase verhieße. Er stand an der Schwelle derselben, wie Göthe's Iphigenie am Meeresufer — „das Land der Griechen mit der Seele suchend."

Sechstes Kapitel.

Volkstädt und Rudolstadt.

Beim Cantor Unbehaun. — „Viel an der Kunkel." — Im Hause Lengefeld. — Volkserinnerungen. — Schiller's Aristokratismus und Demokratismus. — In der Glockengießerswerkstatt. — Sommeridyll. — Wolken. — In Hellas. — Uebersetzungen aus dem Euripides. — Die Briefe über Don Carlos. — Die Geschichte des Abfalls der Niederlande. — Schiller als Historiker. — Die Künstler. — Der Dichterphilosoph. — Anregung zu einem epischen Gedicht. — Umzug nach Rudolstadt. — Zusammentreffen mit Göthe. — Herzliche Briefe. — Lotte. — Rückkehr nach Weimar. — Resultate des Volkstädt-Rudolstadter Sommers. — Karoline.

Am Abend des 18. Mai 1788 langte Schiller in Volkstädt an. Das Dorf liegt am Ufer der Saale in einem anmuthigen Thale, von sanft ansteigenden Bergen umgeben. Auf der Seite nach Rudolstadt zu stand und steht noch am Eingange des Dorfes eine Porzellanfabrik. Wenige Schritte weiter erblickt man zur

rechten Hand ein freundliches einstöckiges Haus, welches dem Cantor und Schulmeister Unbehaun gehörte und noch jetzt im Besitze von dessen Familie ist. Die südliche Ecke des ersten Stockwerks nimmt das „Schillerzimmer" mit daranstoßender Schlafkammer ein. Das einfache Pult, woran der Dichter schrieb, steht noch da. Aus den Fenstern der einen Seite erblickt man die gegenüberstehende Kirche. Hinter derselben ragt ein mit Laubgehölz bewachsener Hügel empor, welchen die Pietät „Schillerhöhe" getauft und 1840 mit einem bronzenen Abguß der Dannecker'schen Büste des Dichters geschmückt hat. Denn dort oben verweilte er oft und gern, in die heimeligen Thalgelände hinein und auf die waldbekrönten Bergkuppen hinüber blickend, zwischen welchen da und dort die Ruinen mittelalterlicher Burgen aufstiegen. Von dem Hügel herab hatte er auch eine reizende Aussicht auf die Stadt, die sich am Fuße eines Berges herumschlingt, von Weitem schon durch das auf die Spitze eines Felsens gepflanzte fürstliche Schloß sehr vortheilhaft angekündigt. Ein angenehmer Fußpfad führte ihn binnen einer halben Stunde längs des Flusses an Gärten und Kornfeldern vorüber vom Dorfe nach der Stadt.

Mit mannigfachen Arbeitsvorsätzen zog unser Dichter in sein sommerliches Tusculum ein, welches Wieland, indem er ihm ein herzliches „Quod felix faustumque sit!" zurief, „ein selbstgewähltes Pathmos" und ein „Elysium" oder „Quasi-Elysium" nannte. Schiller hatte, wie er scherzend gegen Körner äußerte, viel „an der Kunkel:" die Fortsetzung des Geistersehers, der Geschichte des Abfalls der Niederlande und des Menschenfeindes, welchen er wieder aufzunehmen beabsichtigte. Daneben sollten Aufsätze für Wieland's Merkur geschrieben und sollte eine Rezension des soeben im 5. Theil der Sammlung von Göthe's Schriften erschienenen Egmont gemacht werden. Mit heiterem Behagen faßte Schiller alle diese Aufgaben ins Auge, denn er war bei seiner Ankunft in Volkstädt noch ganz in der fröhlichen Stimmung, welche die zuletzt

in Weimar verlebten Tage in ihm angeregt hatten. Der alte gute „Vater" Gleim war von Halberstadt herübergekommen und seine Anwesenheit in Weimar hatte zu munteren literarischen Symposien Veranlassung gegeben, denen sogar Herder sich nicht entzog. Sämmtliche Weimarer Notabilitäten hatten sich um den alten Herrn gesammelt, dessen siebzig Jahre die Beweglichkeit seines Geistes und das Wohlwollen seines Herzens nicht beeinträchtigten, und als Gleim und sein Jugendfreund, der Geheimerath Schmidt, mitsammen in ihren Erinnerungen an die Tage der Klopstock'schen Kameradschaft sich ergingen, hatte Schiller mit Vergnügen zugehört, „wie diese alten Kerle von jenen Zeiten sich unterhielten und mit Wärme ihr burschikoses Leben sich zurückriefen." Etwas räthselhaft ist die Zurückhaltung, welche der Dichter in Betreff seiner Beziehungen zu der Familie Lengefeld seinem Herzensfreunde Körner gegenüber längere Zeit beobachtete. „Ich werde — schrieb er ihm am 26. Mai — eine sehr nahe Anhänglichkeit an dieses Haus und eine ausschließende an irgend eine einzelne Person aus demselben sehr ernstlich zu vermeiden suchen. Es hätte mir etwas der Art begegnen können, wenn ich mich mir selbst ganz hätte überlassen wollen. Aber jetzt wäre es gerade der schlimmste Zeitpunkt, wenn ich das Bißchen Ordnung, das ich mit Mühe in meinen Kopf, mein Herz und meine Geschäfte gebracht habe, durch eine solche Distraction wieder über den Haufen werfen wollte." Wollte Schiller vielleicht dem Freunde, welcher die in dem Kopfe des Dichters durch Fräulein von Arnim in Dresden angerichtete „Distraction" mitangesehen hatte, die Beruhigung geben, daß er in Rudolstadt einer „solchen Distraction" nicht ausgesetzt sei? Oder wollte er erst die Consolidirung seiner Stellung zum Lengefeld'schen Hause abwarten, bevor er den Freund tiefer in dieses Verhältniß blicken ließ? Wie dem sei, seine Beziehungen zu der Familie Lengefeld hat er sofort in den ersten Tagen seiner Anwesenheit in Volkstädt wieder aufgenommen; denn schon am 27. Mai

schrieb Karoline von Beulwitz an ihren Vetter Wilhelm von Wolzogen: „Schiller ist seit einigen Tagen hier, uns ist recht wohl mit ihm und gar nicht fremd, sein Umgang freut uns sehr, es ist wirklich ein vortrefflicher Mensch, der sehr fein, fest und edel ist und im gemeinen Leben durch die Ueberlegenheit seines Geistes Niemanden drückt." Körner seinerseits fiel dem Freunde nicht mit Fragen über seine geselligen Beziehungen beschwerlich, wohl aber kam er bei Gelegenheit der ihm mitgetheilten Arbeitspläne wieder einmal, wie oft schon, auf seine ganz richtige Ansicht zurück, daß Schiller nicht berufen sei, ein Gelehrter, sondern ein Künstler zu sein, worauf ihm der Freund das tröstliche Wort sagte, er fühle seinen dichterischen Genius wieder.

Wenige Tage nach der Ankunft in seinem „Pathmos" hatte der Dichter mit einem heftigen Katarrh zu kämpfen, welchen er sich durch eine Erkältung zugezogen und der ihn, wie er sagt, „schändlich zurichtete." Da war es denn gut, daß er im Hause einer Familie wohnte, welche den Werth ihres Gastes zu schätzen wußte. Eine Tochter des Cantors Unbehaun hat nachmals in alten Tagen der rührenden Sorgfalt gedacht, welche ihre Eltern dem ihr als Kind räthselhaften Fremden angedeihen ließen. Jede störende Arbeit des Hauswesens oder der Landwirthschaft unterließen sie, wenn sie wußten, daß Schiller an seinem Pulte sei. Wir erfahren auch aus dieser Quelle, daß es bei Gewittern den Dichter nicht in der Enge des Hauses litt. Er ging dann die Hügel hinan, um sich von dort diese großartigen Naturerscheinungen anzusehen, welche seine Seele gewaltig aufregten. In solchen Fällen oder wenn er spät in der Nacht aus der Stadt zurückerwartet wurde, schickten ihm die sorglichen Wirthsleute Boten mit Laternen entgegen oder auch machte sich der brave Cantor selbst auf den Weg, um den Gast vor Schaden zu bewahren. Der Aufenthalt des Dichters in dem stillen Dorfe muß überhaupt für die Bewohner desselben epochemachend gewesen sein und sie bewahr-

ten ihn treu im Gedächtniß. Schiller's Erscheinung und Wesen wirkte offenbar mächtig auf diese schlichten thüringischen Naturen. Im Jahre 1844 hat noch in Rudolstadt eine Häuslerwittwe aus Volkstädt gelebt, die sich gerne daran erinnerte, daß ihr, dem Erdbeeren suchenden Kinde, der Dichter eines Tages den Kopf gestreichelt habe, als sie auf der Anhöhe, die jetzt seinen Namen trägt, an ihm vorübergegangen. Die siebzigjährige Greisin erzählte auch: — „Es war der heilige Pfingsttag und von dem jungen gelehrten Manne war schon viel Redens im Dorfe, obgleich er nur erst kurze Zeit in seinem einsamen Hause wohnte. Damals war es noch Brauch, daß wir Kinder den Leuten, versteht sich nur den guten Leuten, Maienbäumchen vor die Thüren oder in die Stuben setzten und dazu ein geistliches Lied sangen. Und so kam es auch, daß ich und meine Schwester Hannel dem neuen Miethsherrn einen Maibaum in die Stube brachten, der so groß war, daß sich die Zweige oben an der Decke umbogen. Ich weiß das noch wie heute. Aber der Herr Schiller war noch auf seiner Höhe, und wie wir wieder aus dem Hause traten und uns freuten, den großen Baum so gut in die kleine Stube gebracht zu haben, sahen wir ihn vom Berge heruntersteigen. Nachher hat er lange noch am Fenster gestanden und hinausgesehen in den Thalgrund. Er hatte ein blasses, geisterhaftes Gesicht und seine Haare waren gelb und lang, nicht gepudert und zusammengedreht, wie es die Herren in der Stadt thaten."

Die Persönlichkeit unseres Dichters hat in reiferen Jahren überall, bei Vornehmen und Geringen gleichermaßen, den Eindruck einer höheren, einer auserwählten Natur hervorgebracht. Der Volksinstinkt erhaschte auf der gesenkten Stirne des blassen, leidend aussehenden Mannes den Stral des Genius, wie derselbe Instinkt noch heutzutage aller Nörgelei einer blasirten Kritik zum Trotz aus den Erstlingsdramen Schiller's die Bedeutung dieser Sturm- und Dranggenialität herausfühlt. Unser Dichter war

ein Aristokrat des Geistes, wie das Jeder ist, welcher an das Ideal glaubt; aber er war zugleich Demokrat. Natürlich darf hier weder dieses noch jenes Wort im gemeinen Clubbsinn genommen werden. Denn Schiller's Demokratismus bestand darin, daß er sein ganzes Genie daransetzte, die Menschen zu Denkenden, Wissenden, adlich Gesinnten emporzubilden, zu Aristoi im besten und höchsten Sinne. Diese hochherzige Mission des Dichters hat das Volk jeder Zeit, wenn nicht begriffen, so doch instinktmäßig geahnt und daraus erklärt sich die Ehrfurcht, welche Schiller's Begegnung schlichten Bürgers- und Bauersleuten einflößte, daraus erklärt es sich, daß z. B. der alte Gußmeister Meier in der Glockengießerei zu Rudolstadt stolz darauf war, erzählen zu können, Schiller habe ihm gar manchmal die Hand gedrückt, wenn er in seine Werkstatt gekommen. Dies geschah zur Zeit, von welcher wir handeln, häufig, und da eine unzweifelhaft authentische Ueberlieferung uns sagt, daß sich der Dichter bei diesen Besuchen in gründlichster Weise in der Technik des Glockengusses zu unterrichten gestrebt habe, so dürfen wir wohl annehmen, daß in der Rudolstadter Glockengießerei ihm die Idee zum unvergleichlichen Lied von der Glocke aufgegangen. Durch den Aufenthalt in Dresden und mehr noch durch den in Weimar hatte Schiller in Beziehung auf weltmännischen Takt offenbar viel gewonnen. Er war jetzt nicht mehr der zwischen dämischer Schüchternheit und kraftgenialischer Burschikosität schwankende Regimentsmedicus von 1782. Im Verkehr mit der Welt war er des eigenen Werthes sich bewußt geworden und hatte zugleich gelernt, welche Rücksichten der gebildete Mann den geselligen Formen schuldig ist. Daher die Leichtigkeit und Sicherheit, womit er während des Rudolstadter Sommers mit bäuerlichen und bürgerlichen wie mit höfischen Kreisen verkehrte. Im Lengefeld'schen Hause traf er häufig mit dem jungen Erbprinzen zusammen, welcher sein Interesse für Schiller's Arbeiten dadurch zu bethätigen suchte, daß er die Zeich-

nung einer Szene aus dem Geisterseher entwarf. Auch der alte Fürst scheint an dem Dichter Gefallen gefunden zu haben, denn dieser wurde auf Veranlassung desselben Mitglied der dortigen Schützengilde. Zu diesen idyllisch-humanen Verhältnissen in Rudolstadt bildete es dann freilich einen starken Gegensatz, wenn Körner (am 20. Juli) aus Karlsbad, wo er den Brunnen trank, dem Freunde schrieb, daß die zahlreiche adelige Brunnengesellschaft gegenüber der bürgerlichen streng exclusiv sich verhielte. Man darf überhaupt nicht vergessen, daß die Aufklärung des Jahrhunderts vielerorten nur eine Phrase war und daß selbst in den neunziger Jahren noch in mancher deutschen Residenz das Leben im gothischen Kastenstyl sich bewegte.

Manchen lieben langen Tag ist Schiller in den Bergzügen und Thalgebreiten bei Rudolstadt umhergestrichen. Einer seiner Lieblingsgänge war aus dem Thale der Saale hinüber in das der Schwarza, welches Bergwasser unter einsamen Fichtenschatten zwischen malerischen Felsengestaltungen tosend herabkommt. Dort stieg er zur Schwarzburg hinauf oder zu den byzantinischen Trümmern des Klosters Paulinzelle. Allein mehr noch, weit mehr als diese Reste der Vergangenheit zog unseren Dichter an, was drüben in der Stadt die Gegenwart Holdes und Gutes bot. Ging die Sonne zur Rüste, so verließ er das stille Cantorhaus und wandelte längs des Flusses gegen Rudolstadt hin. Etwa halbwegs ergießt sich ein Waldbach in die Saale. Da, bei dem Stege, der über den Bach führte, kamen ihm gewöhnlich die beiden lieben Schwestern entgegen. „Wenn wir ihn — erzählt Karoline — im Schimmer der Abendröthe auf uns zukommen sahen, dann erschloß sich ein heiteres ideales Leben unserm innern Sinne. Hoher Ernst und anmuthige geistreiche Leichtigkeit des offenen reinen Gemüths waren in Schiller's Umgang immer lebendig. Man wandelte in seinen Gesprächen wie zwischen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde. Wie

wir uns beglückte Geister denken, von denen die Bande der Erde abfallen und die sich in einem reinern leichtern Elemente der Freiheit eines vollkommeneren Einverständnisses erfreuen, so war uns zu Muthe." Der Dichter begleitete dann die Schwestern nach der Stadt zurück, wo ein gleichgestimmter kleiner Kreis sie erwartete: Frau von Lengefeld, Herr von Beulwitz, Herr von Gleichen und dessen Braut Friederike von Holleben. Im Juli kam auch Wilhelm von Wolzogen, freilich nur, um bald wieder sich zu verabschieden, denn er war im Begriffe, im Auftrage des Herzogs von Würtemberg nach Paris zu gehen, wo ihn ganz andere Szenen erwarteten als er in dem heimeligen Saalethal hinter sich ließ. Denn während hier befreundete Menschen auf dem Wege „ruhiger Bildung" sich zusammenfanden und in idyllischem Behagen die großen und humanen Ideen des Jahrhunderts in sich aufnahmen und unter sich tauschten, während sie Musik machten, die Natur belauschten, mitsammen Dichter lasen und den Cultus einer idealen Freundschaft übten, verrieth dort drüben schon manch ein dumpfer unterirdischer Donnerton, daß der kochende revolutionäre Vulkan sich anschicke, seinen Krater aufzuthun. Unseren Freunden in Rudolstadt war es gegönnt, ohne eine Ahnung der ungeheuren Erschütterung, welche von Paris aus sobald Europa durchzittern sollte, ihres Sommers zu genießen. Schiller's Stimmung war in dieser Zeit eine so heitere, wie sie selten ihm geworden. „Ich habe mich hier — schrieb er unterm 27. Juli an Körner — noch immer ganz vortrefflich wohl. Wir sind einander hier nothwendig geworden und keine Freude wird mehr allein genossen. Die Trennung von dem Hause (Lengefeld) wird mir schwer sein und vielleicht desto schwerer, weil ich durch keine leidenschaftliche Heftigkeit, sondern durch eine ruhige Anhänglichkeit, die sich nach und nach so gemacht hat, daran gehalten werde. Mutter und Töchter sind mir gleich lieb und werth geworden und ich bin es ihnen auch. Beide Schwestern haben etwas Schwärmerei, doch

ist sie bei beiden dem Verstande subordinirt und durch Geisteskultur gemildert. Die jüngere ist nicht ganz frei von einer gewissen coquetterie d'esprit, die aber durch Bescheidenheit und immer gleiche Lebhaftigkeit mehr Vergnügen gibt als drückt. Ich rede gern von ernsthaften Dingen, von Geisteswerken, von Empfindungen; hier kann ich es nach Herzenslust und ebenso leicht wieder auf Possen überspringen." Wie aus diesen Zeilen, so athmet auch aus den zahlreichen kleinen Briefen und Billeten, welche zwischen dem Cantorhause in Volkstädt und dem Lengefeld'schen Hause hin- und hergingen, eine gleichmäßige Heiterkeit und in zahllosen gegenseitigen kleinen Aufmerksamkeiten spricht sich eine ruhige, aber innige Freundschaft aus. So macht es sich z. B. gar anmuthig, wenn Lottchen durch Uebersendung von Blumen dafür sorgt, daß Schiller der „angenehmen Wirkung," welche er von Blumendüften empfängt, in seinem Zimmer nicht entbehre, und ihre Grüße mit in den Strauß bindet.

Auch an Wolken fehlte es diesem heiteren Sommerhimmel nicht. So eine vorüberziehende Wolke war die Erscheinung von Stolberg's schon erwähnter Anklage der „Götter Griechenlands." Unser Dichter entsagte zur Freude der beiden Schwestern dem Vorhaben, in der ersten Aufwallung den Ankläger nach Gebühr abzufertigen. Dagegen war bei dieser Gelegenheit eine kleine Controverse mit Frau von Lengefeld, welche „den schönen Glauben ihres liebenden Herzens doch an strenge dogmatische Formeln und Vorstellungsarten band," nicht zu vermeiden. Den dogmatischen Zwist artig beizulegen, sandte Schiller eine englische Bibelübersetzung an Lottchen und schrieb scherzend dazu: „Bitten Sie doch die Mama recht schön, daß sie mir erlaube, durch diese Holy Bible mein Andenken bei ihr zu stiften. Ich weiß, daß sie Lust hatte, sie englisch zu lesen, und schon längst hat der tägliche Verfall des wahren Christenthums im Lengefeld'schen Hause wie eine Centnerlast auf meinem christlichen Herzen gelegen. Ich

stifte dieses zur Beförderung der wahren Gottseligkeit und — der englischen Sprache." Einen tieferen und dauernderen Schatten warf in dieses Sommerleben der Hingang einer edlen Frau, einer treuen Freundin. Am 5. August starb unerwartet Henriette von Wolzogen. Sie hatte seit der Geburt ihres ältesten Sohnes an einem Brustübel gelitten und eine schmerzliche Operation, welcher sie sich kürzlich unterzogen, hatte nur ihren Tod beschleunigt. Ihre Ueberreste wurden in der Kirche von Bauerbach beigesetzt. Die Trauerpost bewegte den Dichter tief und in einem Brief vom 10. August an Wilhelm von Wolzogen ergoß er seine Trauer in den Worten: „Gewiß eine theure Freundin, eine vortreffliche Mutter haben Sie und ich in ihr verloren. Es war ein edles und gutes und äußerst wohlthätiges Geschöpf. Ich darf die vielen Augenblicke der Vergangenheit, wo ich ihre schöne liebevolle Seele habe kennen lernen, nicht lebendig in mir werden lassen, wenn ich die ruhige Fassung nicht verlieren will, in der ich Ihnen gerne schreiben möchte. Alle Liebe, die mein Herz ihr gewidmet hatte, will ich ihr in ihrem Sohne aufbewahren und es als eine Schuld ansehen, die ich ihr noch im Grabe abzutragen habe. Wir wollen einander wie Brüder angehören. Ach, sie war mir Alles, was nur eine Mutter mir hätte sein können!"

Auch während des Rudolstadter Sommers hat übrigens Schiller weder in Freude noch im Leide vergessen, daß er berufen sei, nicht ein müßig Genießender, sondern ein strebend Arbeitender zu sein. Selbst aus seinen Genüssen schöpfte er Anregung und Kraft zu neuen Arbeiten. So, wenn er gemeinsam mit den Schwestern Lengefeld die griechischen Dichter las. Das müssen schöne Stunden gewesen sein. Karoline erzählt: „Schiller las uns Abends die Odyssee vor und es war uns, als rieselte ein neuer Lebensquell um uns her." Die geistvolle Frau hat mit diesen wenigen Worten ganz vortrefflich den Eindruck bezeichnet, welchen die Eröffnung der homerischen Dichtung auf die deutschen

Gemüther machte. Da war Klarheit, ruhige Schönheit, da eine Welt, durch welche der tiefe Riß zwischen Geist und Natur, Göttlichem und Menschlichem noch nicht geschehen. Die Ahnung von der Verwandtschaft des hellenischen mit dem deutschen Geiste, welche dem Wolfgang Göthe in Italien im Angesichte der antiken Kunstgebilde so eben zur freudigen Gewißheit geworden, ging in dem stillen Saalethal auch unserem Schiller auf. „Ich lese jetzt fast Nichts als Homer — schrieb er unterm 20. August an Körner. Ich habe mir Voß's Uebersetzung kommen lassen, die in der That ganz vortrefflich ist. In den nächsten zwei Jahren, habe ich mir vorgenommen, lese ich keine modernen Schriftsteller mehr. Keiner thut mir wohl; jeder führt mich von mir selbst ab, nur die Alten geben mir jetzt wahre Genüsse. Zugleich bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um meinen eigenen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei sehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing. Du wirst finden, daß mir ein vertrauter Umgang mit den Alten äußerst wohlthun, vielleicht Classicität geben wird. Ich werde sie in guten Uebersetzungen studiren und dann, wenn ich sie fast auswendig weiß, die griechischen Originale lesen. Auf diese Art getraue ich mir spielend griechische Sprache zu studiren.“ Reinigung also suchte unser Dichter in dem ewigen Jungbrunnen der Poesie von Hellas und er hat sie auch wirklich darin gefunden. Aber wenn er glaubte, auf dem angegebenen Wege die Kenntniß der griechischen Sprache spielend sich anzueignen, so war das freilich eine Täuschung. In seinen Schuljahren war er über die Rudimente des Griechischen nicht weit hinausgekommen und er empfand diesen Mangel seiner Bildung schmerzlich. Jetzt und später; denn noch zu Ausgang des Jahres 1795 kam er wieder auf seinen Vorsatz zurück, gründlich Griechisch zu lernen, was jedoch bei seinen vielen anderweitigen Arbeiten nur ein frommer Wunsch sein konnte. So mußte er sich denn mit Uebersetzungen

der Griechen behelfen und las mit den Schwestern Lengefeld im Sommer 1788 die griechischen Tragiker in den französischen Uebertragungen von Brumoy und Prevot. Das war freilich ein trauriger Nothbehelf. Die Freundinnen fühlten es wohl heraus, daß die durch und durch conventionelle französische Sprache den antiken Tragöden schlecht zu Gesichte stehe, und „um diese Reden, Gefühle und Bilder vermittelst unserer Sprache inniger in Herz und Seele aufzunehmen" — wie Karoline sich ausdrückt — baten sie den Freund, ihnen ihre Lieblingsstücke zu verdeutschen. Schiller unternahm, hauptsächlich mit Hülfe einer jener wörtlichen lateinischen Uebersetzungen, wie sie in den älteren Ausgaben den griechischen Texten gegenüber gedruckt sind, den Versuch und zwar am Euripides, dessen pathetische und sentenziöse Weise, zu dichten, seiner eigenen verwandt war. So kam die Uebersetzung der Iphigenia in Aulis zu Stande, welche in die Thalia eingerückt wurde, und etwas später die Verdeutschung einiger Szenen aus den Phönissen. Man darf den strengen Maßstab der deutschen Uebersetzungskunst von heute nicht an diese Versuche legen. Es sind nur poetische Stylübungen und „der antike Geist blickt nur wie ein Schatten durch das ihm geliehene Gewand." Allein nicht zu übersehen ist, daß unser Dichter den warmen Hauch seiner Begeisterung auch in diese Uebungen hineintrug und daß er dadurch mit zu den Anregern jener poetischen Dolmetschungskunst sich gestellt hat, welche uns Deutschen, wie keinem anderen Volke, das Verständniß des Universalconcertes der Poesie erschloß.

Die Uebersetzungen aus dem Euripides stehen wie Erholungsstunden mitten unter den Originalarbeiten, welche unser Dichter in diesem Sommer förderte. Im Juliheft von Wieland's Merkur erschienen die „Briefe über Don Carlos," eine Selbstkritik, wie sie so schön niemals wieder geschrieben wurde. Es mag in dieser Apologie der berühmten Dichtung manches Unzulängliche sein und man erkennt bei genauerem Zusehen wohl, daß Schiller

hinsichtlich seiner ästhetischen Prinzipien sich selbst noch lange nicht klar genug war, um Anderen zu klaren Anschauungen zu verhelfen. Aber das Ganze fesselt unwiderstehlich durch den süßen Zauber einer Schwärmerei, welche, mit Ausschluß alles Gewaltsamen, in jener schönen Harmonie sich bewegt, die nur einem stillbefriedigten Seelenzustand entspringt. Wie man von Shakspeare's Juliatragödie gesagt hat, die Liebe habe sie dictirt, so kann man von den Briefen über Don Carlos sagen, daß die Freundschaft sie dem Dichter in die Feder geflüstert habe. Mir ist beim Lesen derselben immer gewesen, als blickten mich aus den beredten Zeilen die sanften Züge Lotte's und die enthusiastischen Augen Karoline's an. Körner schrieb am 11. August dem Freunde: „Eben bekomme ich deine Briefe über Don Carlos. Ich hielt das Unternehmen für gefährlich, aber meines Erachtens hast du dich gut aus der Sache gezogen. Der Ton gefällt mir sehr, weder affectirte Bescheidenheit noch Selbstlob. Du gibst dein Kunstwerk preis und willst nur deine Ideale retten. Auch der Styl ist geistvoll und ohne Prätension." Im Juli beendigte Schiller den ersten Theil der Geschichte des Abfalls der Niederlande, welche dem Plane zufolge sechs Bände stark werden sollte. Das Werk wurde bekanntlich nie vollendet, gewiß mehr aus dem inneren Grunde, daß Schiller's Beschäftigung mit der Historik überhaupt nur eine Entwicklungsphase seines dichterischen Genius war, als aus dem äußerlichen, welchen eine Rudolstadter Localsage angibt[7]). Unser Dichter betrachtete das ganze Unternehmen als einen Versuch. „Es wird — schrieb er an Körner — Alles auf die Aufnahme dieses ersten Versuches ankommen, ob ich in dem Fache verharre. Wenn ich aber auch nicht Historiker werde, so ist dieses gewiß, daß die Historie das Magazin sein wird, woraus ich schöpfe oder welches mir die Gegenstände hergeben wird, an denen ich meine Feder und zuweilen auch meinen Geist übe." Die Aufnahme der Arbeit im Publicum war ermunternd genug

und der Beifall, welchen sie gewann, für Schiller auch insofern von Bedeutung, als sie ihm den Weg zu seiner Stellung in Jena bahnte. Freilich dürfte es nicht schwer sein, von der Höhe herab, welche die historische Forschung und Kunst der Deutschen seither gewonnen hat, an dem Buch eine scharfe Kritik zu üben. Wenn man aber den Hauptmangel desselben betont, die Abwesenheit urkundlichen Quellenstudiums, so darf nicht vergessen werden, daß dieses damals, wo z. B. diesseits der Pyrenäen vielleicht kein Mensch vom Vorhandensein des Archivs von Simancas wußte, für Schiller eine baare Unmöglichkeit war. Was er, soweit seine Hülfsmittel reichten, wollte, nämlich „das lesende Publicum von der Möglichkeit überführen, daß eine Geschichte historisch treu geschrieben sein kann, ohne darum eine Geduldprobe für den Leser zu sein," das hat er vollständig erreicht. Man kann unbedenklich sagen, daß die Geschichte des Abfalls der Niederlande epochemachend wirkte, indem sie das erste im historischen Kunststyl in Deutschland geschriebene Geschichtswerk war. Wenn Schiller auch kein Historiker wäre, so hat er wenigstens den Historikern gezeigt, wie sie schreiben müßten, um gelesen zu werden. Erst mit ihm begann die geschichtliche Lectüre auch für weitere Kreise vorhanden zu sein. Er war es, welcher die historische Muse von der Pedantenperücke und dem exclusiven Reifrock erlöst hat. Aber das Verdienst seiner geschichtlichen Arbeiten liegt keineswegs bloß in der Form. Schiller war doch eigentlich der Erste in Deutschland, welcher die Geschichte mit philosophischem Geiste durchdrang und in ihr statt eines Personen- und Zahlenverzeichnisses, statt eines Quodlibet von Zufälligkeiten und Curiositäten die Actensammlung eines sittlichen Prozesses erkannte: — „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!" Dieser große Gedanke, an welchem man jetzt, wie an so vielen anderen großen Gedanken unseres Dichters, nichts Besonderes und Auffallendes mehr findet, weil er Einem so zu sagen von Kindesbeinen auf geläufig

geworden ist, — dieser Gedanke hat die ganze historische Anschauung und Thätigkeit Schiller's bestimmt und befruchtet. Von diesem idealen Standpunkt hat er alle weltgeschichtlichen Probleme angesehen, und die Richtigkeit desselben zu erweisen hat er nicht nur einzelne Emanzipationsgeschichten geschrieben, sondern er hat, wie als Dichter, so auch als Historiker überall „den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht" aufgezeigt, d. h. das unwandelbare Gesetz einer unhemmbar vorschreitenden Entwicklung.

Es ist fürwahr nichts Kleines gewesen, inmitten des trostlosen politischen Marasmus, welchem Deutschland verfallen war, diesen geschichtsphilosophischen Standpunkt zu gewinnen, und wir müssen eine günstige Schicksalsfügung darin erkennen, daß uns gerade zu einer Zeit, wo dem Deutschen eine pessimistische Weltanschauung nur allzu nahe gelegt war, in Schiller ein Prophet erstand, welcher, den Blick auf den Bildungsgang der Menschheit gerichtet, seinen Landsleuten die frohe Botschaft von der unendlichen Vervollkommnungsfähigkeit unseres Geschlechtes verkündigte. Dieses Evangelium des Idealismus auszubreiten ist die Aufgabe der Historik und der Kunst. Die weltgeschichtliche Kulturmission der letztern zu feiern, schrieb Schiller sein berühmtes Gedicht „die Künstler," mit welchem seine Laufbahn als Dichterphilosoph anhebt. Es wurde zu Rudolstadt im Herbst 1788 begonnen, reifte dann den Winter über unter vielfachen Umschmelzungen der Vollendung entgegen und lag im Februar 1789 fertig vor, worauf es in Wieland's Merkur erschien. In einem Schreiben an Körner (v. 9. Februar) gibt der Dichter als Grundidee des Gedichtes an: „die Verhüllung der Wahrheit und Sittlichkeit in die Schönheit" — und sagt, daß eine Allegorie durch das Ganze hindurchgehe. Das Schöne wird demnach von Schiller hier als das Symbol des Wahren und Guten gefaßt, die Offenbarung des Schönen, die Kunst, als das sinnliche Mittel zur Erreichung des übersinnlichen Zweckes, d. h. der Erhebung des

Menschen über seine sinnliche, selbstsüchtige Natur. Die Erziehung des Menschen zur freien Sittlichkeit stellt der Dichter als das Endresultat der gesammten Entwicklung desselben hin. Das Göttliche, das Absolute, das Ideal, nenne man es nun Wahrheit, Erkenntniß oder Sittlichkeit, ist das Urbild; das Schöne, in der Kunst zur Erscheinung gebracht, ist das Sinnbild [8]). Der Mensch, behaftet mit allen Schwächen seiner Natur, ist unfähig, die Wahrheit in ihrer nackten Göttlichkeit anzuschauen. So muß sie denn in der Hülle der Schönheit zu ihm herabsteigen, damit er ihre Majestät ertrage [9]). Demzufolge sind es die Künstler, welche dem Menschen die Offenbarung des Göttlichen vermitteln; sie sind die Priester, welche vermittelst des Schönen die Gesellschaft zur Erkenntniß der Wahrheit, zur sittlichen Würde erziehen [10]). So ist der Künstler der Normalmensch, welchen „der Dichtung Blumenleiter durch immer höh're Höh'n und immer schön're Schöne still hinaufführt," damit er „am reifen Ziel der Zeiten in der Wahrheit Arme gleite," — der Normalmensch, der Philosoph, welcher, nachdem er seine Mission vollzogen, mit der vollendeten Ruhe des Weisen das Unabwendbare über sich ergehen läßt [11]). Welcher Trost, welche versöhnende Kraft für Schiller in diesem Bewußtsein von dem Beruf des Künstlers lag, ist in den schönen Eingangszeilen des Gedichtes deutlich ausgesprochen. Hier wird nicht mehr, wie in den wilden Erstlingen des Dichters geschah, mit titanischer Verneinung und Empörung gegen das Jahrhundert angestürmt, sondern es werden die Vorschritte desselben mit freudiger Bejahung anerkannt; hier wird auch nicht mehr, wie in den Göttern Griechenlands, eine im Zeitenstrom versunkene Welt der Schönheit schmerzlich beklagt, sondern mit energischer Zuversicht der Aufbau einer neuen gefordert. „Die Künstler" bezeichnen also wieder einen bedeutsamen Aufschritt unseres Dichters zu der Höhe, auf welcher angelangt er den Deutschen, wie kein Zweiter, ihre Götter, d. h. ihre Ideale schuf. Alle spä-

teren Ansichten und Ueberzeugungen des Dichterphilosophen enthält das Gedicht im Keime. Doch ist noch viel Schwankendes, Zwiespältiges in dieser beredten Verherrlichung der Kunst als der Erzieherin und Bildnerin der Menschheit. Der moralische Standpunkt des Dichters ist noch nicht zum ästhetischen hinaufgeläutert, die Kunst noch nicht als Selbstzweck, als höchste Blüthe des Daseins, als absolute Offenbarung des Göttlichen erfaßt. Diese Einsicht in das wahre Wesen des Schönen sollte Schiller nicht durch poetische Intuition, sondern vermittelst wissenschaftlichen Philosophirens gewinnen.

Körner, welcher, wie wir wissen, den Freund bei jeder Gelegenheit daran erinnerte, daß derselbe nicht zum Gelehrten, sondern zum Künstler gemacht sei, gab ihm um diese Zeit (im Oktober 1788) die Idee an die Hand, ein episches Gedicht zu schreiben, „versteht sich, ohne die conventionellen Schnörkel von Feerei und allegorischem Wesen." Als Helden schlug Körner Friedrich den Großen vor und fragte den Freund: „Das Begeisternde aus der Geschichte eines solchen Mannes in einen kleinen Raum zusammengedrängt, mit möglichster Pracht der Diction und des Wohlklangs dargestellt, mit Schilderungen der Phantasie aus der verschönerten wirklichen Welt, sollte dies nicht ein interessantes Kunstwerk geben?" Schiller gab zur Antwort: „Deine Idee zu dem epischen Gedicht ist gar nicht zu verwerfen, nur kommt sie sechs bis acht Jahre für mich zu früh. Laß uns späterhin wieder darauf kommen." Die Freunde kamen auch wirklich später auf die Sache zurück. Als der Dichter im November 1791 seine Uebertragungen aus Virgil's Aeneis in Stanzen Körnern zur Einsicht vorlegte, erneuerte der Freund den früheren Vorschlag, worauf ihm Schiller schrieb: „Dein Gedanke nach Durchlesung der Stanzen war ganz auch der meinige: daß ich ein episches Gedicht machen sollte. Von den Requisiten, die den epischen Dichter machen, glaube ich alle, eine einzige ausgenom-

men, zu besitzen: Darstellung, Schwung, Fülle, philosophischen Geist und Anordnung. Nur die Kenntnisse fehlen mir, die ein homerisirender Dichter nothwendig brauchte, ein lebendiges Ganze seiner Zeit zu umfassen und darzustellen." Der Dichter setzt dann auseinander, daß er einem nationalen Gegenstande den Vorzug geben würde, denn „kein Schriftsteller, so sehr er auch an Gesinnung Weltbürger sein mag, wird in der Vorstellungsart seinem Vaterlande entfliehen." Aber den Helden, welchen Körner vorgeschlagen, wies Schiller zurück. „Friedrich der Zweite — schrieb er am 28. November 1791 — ist kein Stoff für mich und zwar aus einem Grunde, den du vielleicht nicht für wichtig genug hältst. Ich kann diesen Charakter nicht liebgewinnen; er begeistert mich nicht genug, die Riesenarbeit der Idealisirung an ihm vorzunehmen." Er fügte hinzu, unter allen historischen Stoffen, bei deren epischer Bearbeitung er sich seiner Lieblingsideen am leichtesten entledigen könnte, stehe Gustav Adolf oben an. Man sieht, der dreißigjährige Krieg lud unseren Dichter nicht nur zu historischer, sondern auch zu epischer Behandlung ein, bevor das Problem im Wallenstein dramatische Gestalt gewann. Damit war zugleich für immer entschieden, daß Schiller nicht als Epiker, sondern als Dramatiker thätig sein sollte.

Wir wenden uns wieder nach Volkstädt zurück, aber nur, um unseren Dichter bei seinem Wegzug aus dem stillen Cantorhaus zu begleiten. Der Sommer von 1788 war regnerisch und dadurch wurde Schiller bewogen, im August eine Wohnung in Rudolstadt zu nehmen. Das üble Wetter und die kalten Abende hatten ihm, wie er unterm 1. September an Körner schrieb, das allabendliche Nachhausegehen von der Stadt in das Dorf zu beschwerlich gemacht. Zu Anfang Septembers war das Lengefeld'sche Haus freudig erregt. Ein theurer Gast wurde erwartet: Göthe, welcher durch Vermittlung Charlotte's von Stein schon

in früherer Zeit zu der Familie Lengefeld in freundliche Beziehungen getreten war und dieselbe bei ihrer Schweizerreise im Jahre 1783 warm an Lavater empfohlen hatte. Am 18. Juni aus Italien nach Weimar zurückgekehrt, befand er sich jetzt bei Frau von Stein zu Kochberg auf Besuch. Von da sollte er nach dem nahegelegenen Rudolstadt kommen. Schon am 27. Juli hatte Schiller an Körner geschrieben: „Ich bin sehr neugierig auf Göthe; im Grunde bin ich ihm gut und es sind Wenige, deren Geist ich so verehre" — und am 20. August: „Göthe habe ich noch nicht gesehen; aber Grüße sind unter uns gewechselt worden. Ich bin ungeduldig, ihn zu sehen." Karoline und Lotte sahen der Zusammenkunft der beiden Dichter mit höchster Spannung entgegen und wünschten sehnlichst eine Annäherung zwischen denselben. Sie liebten Göthe „wie einen guten Genius, von dem man nur Heil erwartet," und sie erwarteten von seiner Freundschaft auch für Schiller Heil. Aber ihre frommen Wünsche blieben vorerst unerfüllt, als Göthe in Gesellschaft der Frau von Stein, der Frau Karoline Herder und der Frau von Schardt am ersten Sonntag im September im Lengefeld'schen Hause eintraf. Seine Begegnung mit Schiller hielt sich innerhalb der Schranken der geselligen Convenienz. „Wir hatten — klagt Karoline von Wolzogen — von Göthe bei seinem entschiedenen Ruhm und seiner äußeren Stellung mehr Entgegenkommen erwartet und von unserem Freunde (Schiller) auch mehr Wärme in seinen Aeußerungen." Sie war jedoch geneigt, als Entschuldigung für Göthe's Kälte das ihn quälende Heimweh nach Italien gelten zu lassen, und zog eine Hoffnung für die Zukunft aus dem Umstand, daß er das zufällig auf dem Tische liegende Heft des Merkur, welches die Götter Griechenlands enthielt, nachdem er einige Minuten hineingesehen, einsteckte und bat, es mitnehmen zu dürfen.

So hatten sich also die beiden Dichter persönlich begrüßt,

ohne dadurch einander näher zu kommen. Im Gegentheil, Beide nahmen von dieser Zusammenkunft den Zweifel mit hinweg, daß sie sich jemals finden würden. „Endlich kann ich dir von Göthe erzählen, worauf du, wie ich weiß, sehr begierig wartest — schrieb Schiller am 12. September an Körner. Ich habe den vergangenen Sonntag beinahe ganz in seiner Gesellschaft zugebracht. Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein mag. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen, und wenn er bei gutem Humor ist, welches diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse. Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und Alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas Anderes als allgemeine Dinge mit ihm hätte sprechen können. Er spricht gern und mit leidenschaftlicher Erinnerung von Italien." Bis dahin lautet Alles gut; nun aber kommt das Bedenken. „Im Ganzen genommen — fährt unser Dichter fort — ist meine in der That große Idee von Göthe nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir — an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbstentwicklung — so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen

werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich's aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren." Hierauf erwiderte Körner: „Göthe's Zusammenkunft mit dir ist abgelaufen, wie ich mir dachte. Die Zeit wird lehren, ob ihr euch näher kommen werdet. Freundschaft erwarte ich nicht, aber gegenseitige Reibung und dadurch Interesse für einander." Die Reibung blieb nicht aus, wie wir im folgenden Kapitel sehen werden. Sonst aber brachte und lehrte die Zeit zunächst wenig Erfreuliches. Zwei Sterne waren einander begegnet, hatten sich aber gegenseitig eher abgestoßen als angezogen.

Es thut recht wohl, den Blick von dieser kühlen und fruchtlosen Begegnung ab und auf die Beziehungen unseres Dichters zu den Schwestern Lengefeld hin zu wenden. Hier ist gegenseitiges Verständniß und edle Herzenswärme. Schiller's Ahnung, daß aus dem „kleinen Samenkorn der Freundschaft" eine Blume erwachsen würde, hatte ihn nicht getäuscht. Die Blume war in den Sommertagen von 1788 frisch, gesund und zukunftsvoll aufgeblüht. Die Neigung dieser drei guten Menschen zu einander war keine leidenschaftliche Flackerglut, sondern eine stätig und still brennende Flamme. Aber so mächtig wurde doch in ihnen das Gefühl des Zusammengehörens, daß, wie Karoline erzählt, ihre Pläne für die Zukunft schon jetzt auf ein vereintes Leben deuteten. Sie setzte hinzu, eine bestimmte Absicht auf ihre Schwester habe Schiller nicht auszusprechen gewagt, da noch keine feste Lebensaussicht für ihn vorhanden gewesen sei, und in ihrer discreten Weise deutet sie an, welche Hindernisse einer solchen „bestimmten Absicht" entgegenstanden, indem sie sagt: „Die Standesverhältnisse wurden in jener Zeit noch strenger genommen — (wir kommen hierauf seines Ortes zurück) — und die müt-

terliche Sorge um die Haltbarkeit der äußeren Existenz mußte dem Freunde selbst höchst einleuchtend erscheinen, um so mehr, da wir nicht so reich waren, daß Schiller von Lotte's Vermögen hätte unabhängig leben können." Der Wink ist deutlich: man glaubt die gute Freifrau Luise Juliane von Lengefeld vor sich zu sehen, wie sie mütterlich besorgt den Kopf schüttelt, daß das hohe Toupet ins Schwanken geräth, bei dem Gedanken, ihr Lolochen könnte geneigt sein, statt einer Hofdame die Frau eines armen Schriftstellers zu werden. Wahrscheinlich hängt es mit diesem auf dem Standpunkte der Freifrau vollauf berechtigten Kopfschütteln zusammen, daß Lottchen im September für mehrere Wochen zur Frau von Stein nach Kochberg zu Besuche ging. Die Mutter mochte eine zeitweilige Entfernung des jungen Mädchens für passend erachten. Allein auch zwischen Rudolstadt und Kochberg ging eine der gepriesenen „Botenfrauen" hin und her, welche im brieflichen Verkehr jener Zeit eine so große Rolle spielten. Da wanderten denn häufig kleine Briefchen von der Freundin zum Freunde und umgekehrt. Es ist reizend, in diesen undatirten Epistelchen zu beobachten, wie der Ton zwischen den Beiden immer vertrauter und herzlicher wird. „Sie werden wohl jetzt am Tisch sitzen und sprechen und Nüsse essen, nicht wahr?" schreibt Lotte an Schiller. „Und ich muß Ihnen doch auch einen guten Abend wünschen, daß Sie sehen, daß ich Ihrer denke. (Doch das wissen Sie wohl so; Sie wären sonst nicht mein Freund.) Ich bin gestern nicht allein in den düstern Wäldern gewesen. Die lieblichen Götter Griechenlands waren mit mir. Ich las und freute mich der schönen Stellen und lernte sie. Ich wäre wohl hier stille und ruhig in der Einsamkeit, wenn ich nicht das Gefühl hätte, daß Sie eben in Rudolstadt sind und daß ich manche schöne Stunde versäume." In der Antwort des Dichters stehen die warmen Zeilen: „Könnte ich doch zur Verschönerung Ihres Lebens Etwas thun! Ich glaube, ich würde das meinige dann

selbst mehr lieben. Was ist edler und was ist angenehmer, als einer schönen Seele den Genuß ihrer selbst zu geben, und was könnte ich mehr wünschen, als die lieblichen Gestalten Ihres Geistes anzuschauen und immer und immer um mich her zu fühlen! Sie sind nicht allein glücklich, wenn Sie es sind." Ein andermal schrieb er: „Machen Sie doch, daß Sie bald zurückkommen, daß ich wenigstens noch Abschied von Ihnen nehmen kann. Ich weiß nicht, ich habe keinen großen Glauben an die Zukunft. Ist es Ahnung oder ist es nur eine schwarze Laune?" Worauf das „freundliche Lolochen," wie Schiller in dieser Correspondenz die Freundin einmal vertraulich nennt, erwiderte: „Ach, es ist traurig, daß Sie vom Abschied reden! Oft schon, wenn wir froh zusammensaßen, kam mir der Gedanke und quälte mich. Gut ist es, daß hoffentlich die Trennung nicht unsere Freundschaft stören wird. Habe ich recht?"

Ende Oktobers kehrte Lotte heim und bald darauf mußte sich der Dichter von den Freundinnen trennen, denn drüben in Weimar „lag der arme Merkur in Todesnöthen" und Wieland erbat sich dringend den Beistand Schiller's, dessen ökonomische Existenz theilweise von der dieser Zeitschrift abhing. Er entsprach also am 13. November dem Mahnruf des Landsmanns, und während er sich anschickte, den Weg nach Weimar einzuschlagen, konnte er mit den Augen den Wagen verfolgen, welcher an demselben Tage die beiden Schwestern nach Erfurt brachte. Sie gingen dort den Präsidenten von Dachröden besuchen, dessen Tochter Karoline mit Karoline von Beulwitz-Lengefeld innig befreundet war. Diese Beziehung sollte später einen hellsten Faden in Schiller's Lebensgewebe schlagen. Denn Fräulein von Dachröden wurde die Braut Wilhelm's von Humboldt, dessen durch die Schwestern Lengefeld vermittelte Bekanntschaft mit unserem Dichter zu jener Freundschaft erwuchs, welche in die Entwicklung Schiller's so fördernd eingriff. Die Briefchen, welche in den letzten

Tagen seines Aufenthalts in Rudolstadt zwischen ihm und den Schwestern gewechselt wurden, überzeugen uns, wie so ganz sich die Dreie schon in einander hineingelebt hatten. „Nein gewiß! Wir wollen uns diesen Sommer nicht reuen lassen — rief der Dichter den Freundinnen zu — ob er gleich vergangen ist. Er hat unsere Herzen mit schönen seligen Empfindungen bereichert, er hat unsere Existenz verschönert und das Eigenthum unserer Seele vermehrt. Mich machte er glücklicher als die mehrsten, die ihm vorhergegangen sind; er wird mir noch wohlthun in der Erinnerung und die liebe holde Nothwendigkeit, denke ich, soll ihn noch oft und immer schöner für mich wiederbringen. Dank Ihnen für so viele Freuden, die Ihr Geist und Herz und Ihre liebevolle Theilnahme an meinem Wesen mich hat genießen lassen. Lassen Sie der schönen Hoffnung uns freuen, daß wir Etwas für die Ewigkeit angelegt haben. Diese Vorstellung habe ich mir früher von unserer Freundschaft gebildet und jeder neue Tag hat ihr mehr Licht und Gewißheit bei mir gegeben.“ Noch erregter spricht sein Gefühl in den Zeilen an Lotte: „Ihr Andenken ist mir theuer und theurer gewiß, als ich Ihnen mit Worten gestanden habe, weil ich über Empfindungen nicht viel Worte liebe. Werden Sie mir gerne von Ihnen Nachricht nach Weimar geben und mich dem Gang Ihrer Seele auch abwesend folgen lassen? Mit dem meinigen, hoffe ich, sollen Sie immer bekannt bleiben. Noch einmal Dank, tausend Dank für die vielen, vielen Freuden, die Ihre Freundschaft mir hier gewährt hat. Sie haben viel zu meiner Glückseligkeit gethan und immer werde ich das Schicksal segnen, das mich hieher geführt hat.“ In Lotte's Antwort blickt, meine ich, hinter den Worten der Freundschaft schon deutlich ein noch innigeres Gefühl schüchtern hervor. „So sind wir denn wirklich getrennt! schrieb sie. Kaum ist's mir denkbar, daß der lang gefürchtete Moment nun vorbei ist. Mögen Sie immer gute und frohe Geister umschweben und die

Welt in einem schönen Glanze Sie umhüllen, lieber Freund! Ich möchte Ihnen gern sagen, wie lieb mir Ihre Freundschaft ist und wie sie meine Freuden erhöht. Aber ich hoffe, Sie fühlen es ohne Worte. Gute Nacht! gute Nacht! Leben Sie so wohl als ich's wünsche. Denken Sie gern meiner und oft. Adieu! Adieu! .... Noch einen schönen freundlichen guten Morgen von mir. Leben Sie noch einmal wohl und vergessen Sie uns nicht; nein, dies werden Sie nicht. Adieu! Adieu! Mir ist's heut früh, als sähen wir uns bald wieder!" Hat man in diesen Zeilen nicht das „freundliche Lolochen" leibhaftig vor Augen, wie es in stiller Nacht im Gedränge des Abschiedsleides herzliche Wünsche für den scheidenden Freund hastig auf's Papier wirft und wie es dann am Morgen das Billet noch einmal aufmacht, um ihn abermals und abermals zu grüßen und nicht fertig werden kann und doch das Süßeste, was es ihm gern sagen möchte, in die verschämte Mädchenbrust zurückdrängt und schließlich dennoch sich nicht überwinden kann, eine leise Zukunftshoffnung zu verschweigen? Vielleicht wurde dem guten Kind in jener Stunde zuerst klar, daß der Dichter ihr allmälig mehr als Freund geworden sei. Auch Schiller's Herz war stürmisch bewegt, als er unmittelbar vor seiner Abreise an die Schwestern noch die Worte schrieb: „Möchte ich Sie doch von meiner innigen Freundschaft so lebhaft überführt haben als sie ein Theil meines Wesens geworden ist. Ja, meine Lieben, Sie gehören zu meiner Seele und nie werde ich Sie verlieren, als wenn ich mir selbst fremd werde."

Als Karoline von Wolzogen die Lebensgeschichte des geliebten Freundes und Schwagers schrieb, beschloß sie ihre nur zu bündige Schilderung des Zusammenseins mit demselben im Sommer 1788 mit den Worten: „Wie ein Blumen- und Fruchtgewinde war das Leben dieses ganzen Sommers mit seinen genußreichen und bildenden Tagen und Stunden für uns alle. Schiller wurde ruhiger, klarer, seine Erscheinung, wie sein Wesen, anmuthiger,

sein Geist den phantastischen Ansichten des Lebens, die er bis dahin nicht ganz verbannen konnte, abgeneigter. Meiner Schwester ging neue Lebenshoffnung und Freude im Herzen auf — (ein gewiß unverwerfliches Zeugniß für die oben geäußerte Ansicht über die Natur von Lotte's Neigung zu dem Dichter) — und ich selbst wendete mich wieder mehr zum wahren Genuß des Lebens im Glück einer neubeseelenden Freundschaft. Alles, was uns umgab, genoß und theilte diesen freundlichen Zauber.“ Schiller seinerseits zog am 14. November, am Tage nach seinem Wiedereintreffen in Weimar, in einem Briefe an Körner so die Summe seines Volkstädt-Rudolstadter Sommers: „Mein Abzug aus Rudolstadt ist mir in der That schwer geworden; ich habe dort viele schöne Tage gelebt und ein sehr werthes Band der Freundschaft gestiftet. Bei einem geistvollen Umgang, der nicht ganz frei ist von einer gewissen schwärmerischen Ansicht der Welt und des Lebens, so wie ich sie liebe, fand ich dort Herzlichkeit, Feinheit und Delicatesse, Freiheit von Vorurtheilen und sehr viel Sinn für das, was mir theuer ist. Dabei genoß ich einer unumschränkten inneren Freiheit meines Wesens und der höchsten Zwanglosigkeit im äußerlichen Umgange — und du weißt, wie wohl Einem bei Menschen wird, denen die Freiheit des Anderen heilig ist. Dazu kommt, daß ich wirklich fühle, gegeben und in gewissem Betrachte wohlthätig auf diese Menschen gewirkt zu haben. Mein Herz ist ganz frei, dir zum Troste. Ich habe es redlich gehalten, was ich mir zum Gesetz machte und dir angelobte; ich habe meine Empfindungen durch Vertheilung geschwächt und so ist denn das Verhältniß innerhalb der Gränzen einer herzlichen vernünftigen Freundschaft. Uebrigens ist dieser Sommer nicht unwichtig für mich. Ich bin von mancherlei Dingen zurückgekommen, die mich auf dieser Lebensreise oft schwer gedrückt haben, und hoffe, mich künftig mit mehr innerer Freiheit und Energie zu bewegen.“

Zu den „mancherlei Dingen“, welche den Dichter gedrückt

hatten und von welchen er während dieses Sommers zurückgekommen, gehörte unzweifelhaft vor allen das Verhältniß zu Charlotte von Kalb, dessen Lockerung und Lösung wir im vorigen Kapitel mitansahen. Viel räthselhafter als diese Andeutung mußte dem Freunde in Dresden der Ausspruch Schiller's vorkommen, daß er seine „Empfindungen durch Vertheilung geschwächt" habe, um sein Herz gegen leidenschaftliche Regungen zu sichern. In der That, wir stehen hier vor einem psychologischen Räthsel, welches eben nur durch den hohen Sinn der dabei Betheiligten so gut und schön gelöst werden konnte, wie es gelöst wurde. Aber daß unseres Dichters Herz bei seiner Zurückkunft aus Rudolstadt nach Weimar „ganz frei" gewesen, das war eben nur dem Freunde „zum Troste" gesagt. Jeder Mensch trägt in seiner Seele eine geheime Falte, in welche er, ob sie Bestes oder Böseстes berge, kein fremdes Auge blicken lassen mag. Schiller verrieth seinem Körner das Vorhandensein so einer Falte, aber er ließ den Freund nicht hineinblicken. Nein, er hatte sein Herz nicht „ganz frei" aus Rudolstadt zurückgebracht; — im Gegentheil, es war ganz gefangen dort zurückgeblieben. Man lese nur, deß zum Beweise, den sehnsüchtigen Brief, welchen er am 14. November aus Weimar an die Schwestern Lengefeld schrieb, an beide gemeinsam; denn, in Wahrheit, er hatte seine Empfindungen zwischen denselben getheilt, aber dadurch keineswegs „geschwächt." Und die Theilung war — die vorhandenen Documente, d. h. der Briefwechsel Schiller's mit den Schwestern, wie er in Karoline's „Literarischem Nachlaß" und in dem unvergleichlich reizenden Briefbuch „Schiller und Lotte 1788—89" vorliegt, beweisen es unwiderleglich — ja, diese Theilung war Anfangs nicht einmal eine ganz gleiche. Wenn Lotte's sanftheiteres Wesen anfänglich dem Dichter nur freundschaftliche Gefühle erregte, so steigerte Karoline's genialischere, der seinigen verwandtere Natur seine Empfindung zur Liebe. Freilich mußte er sich — auch abgesehen

davon, daß die ältere Schwester einem achtungswerthen und von seiner Gattin, wie von Schiller, auch wirklich hoch geachteten Manne verbunden war — bei seinen Ansichten über die Ehe sagen, daß ihm die jüngere Schwester als Frau größeres, weil beständigeres Glück gewähren würde; allein trotzdem hatte er es nur der Hochherzigkeit Karoline's zu danken, daß der Zwiespalt seiner Neigung eine glückliche Ausgleichung fand. Ich sage, der Hochherzigkeit Karoline's. Denn Alles zeugt dafür, daß diese edle Frau ein leidenschaftlicheres Gefühl als das der Freundschaft in ihrer Seele geheimster Falte für Schiller gehegt und daß sie dieses Gefühl zum Opfer gebracht habe, um den geliebten Freund und die geliebte Schwester glücklich zu machen. Sie war — wie sie in einem herrlichen Briefe sagt, worin sie das ungestüme Liebeswerben ihres Vetters Wolzogen zurückwies — „weder eine Weltfrau nach dem gewöhnlichen Schlage, die so thun könnte, als beleidigten sie zärtliche Empfindungen, noch eine Prüde, der alles Reine und Unschuldige verdächtig ist, weil sie sich selbst nicht rein fühlt," sondern sie war vielmehr eine Frau, welche die Eingebungen der Phantasie und die Forderungen des Herzens mit angeborenem Takte den Vorschriften eines maßvollen Verstandes unterwarf und einem ungeliebten, aber ehrenwerthen und rücksichtsvollen Gatten treu blieb, weil sie in ihm sich selbst achtete. Ihre ganze Erscheinung muß gewesen sein wie die der Königin im Don Carlos. Aber glücklicher als diese, hatte sie wenigstens die Genugthuung, dem Geliebten die Schwester zu gesellen, welcher sie mit fast mehr mütterlicher als nur schwesterlicher Zärtlichkeit zugethan war. Als am 14. Januar 1847 auf dem neuen Friedhof zu Jena ein Marmorkreuz auf Karoline's Grab errichtet wurde, schrieb man, wie sie in ihrem letzten Willen verordnet hatte, auf dasselbe die Worte: „Sie irrte, litt, liebte." Ja, sie litt und liebte, aber ihr Irrthum, wenn überhaupt einer, war der schönste, war nur dieser, zu glauben, dem Glücke geliebter Menschen selbst-

vergessen sich zu opfern sei das höchste Glück. Zum Heile der Gesellschaft sind solche Frauen, wie Karoline war, nicht so selten, wie oft geglaubt wird. Sie haben etwas Eigenthümliches im Auge, etwas wie verhaltene Zärtlichkeit, Schwärmerei, todwunde und doch stillgefaßte Resignation. Zuweilen blickt aus diesen Augen, während der Mund opferfreudig lächelt und ein Stral sanfter Begeisterung auf der Stirne spielt, eine rührende Klage. Aber ausgesprochen wird sie nicht, — ausgeweint vielleicht in der einsamen Stille schlummerloser Nächte.

Siebentes Kapitel.

Jena.

Der Ruf nach Jena und eine „Uebertölpelung". — Göthe und Schiller. — Vorbereitung zur Professur und das Magisterdiplom. — Bürger in Weimar. — Abgang des Dichters nach Jena. — Das Athen an der Saale. — Wie das erste „Abenteuer" auf dem Katheder glücklich und rühmlich bestanden wurde. — Ein überrheinisches Seitenstück. — Schiller's Republikanismus. — Akademische Kehrseiten. — Line und Lotte. — Der Moment des befreiten Herzens zu Lauchstädt. — Süßes Geplauder. — Dualismus der Liebe. — Das Ideal und die Wirklichkeit. — Die Lösung. — Eine frohe Weihnacht. — In der Dorfkirche von Wenigenjena. — Stimmen aus dem Honigmond. — Schluß der Wanderjahre.

Die Sehnsucht, womit er nach dem Rudolstadter Sommeridyll zurückblickte, möglichst beschwichtigend, begann unser Dichter, wieder in Weimar eingewohnt, sein Winterleben mit dem Vorsatz, wenig mit den Menschen zu verkehren und bei seinem Thee und seiner Pfeife recht fleißig zu arbeiten. In einer kleinen Stadt ist jedoch eine Einsiedlerexistenz nicht leicht durchzuführen und so konnte sich Schiller dem Weimarer Gesellschaftsleben nicht ganz entziehen. Es gingen in diesem Winter auch einige Persönlichkeiten an ihm vorüber, die ihm Interesse erregten. So der geistvolle Sonderling Moritz, der Verfasser des Anton Reiser, bei welchem unser Dichter „über einige seiner Lieblingsgefühle viele Berührungspunkte fand;" so ferner der preußische Legationssecre-

tair Schubart, ein Sohn des Gefangenen vom Hohenasperg, welcher Letztere endlich aus seinem Gefängniß befreit worden war und jetzt äußerlich behaglich, aber freilich gebrochenen Geistes in Stuttgart lebte, wo er am 10. Oktober 1791 gestorben ist. Der junge Schubart kam von Berlin her und erzählte dem Landsmann, daß dessen Don Carlos auf speziellen königlichen Befehl daselbst aufgeführt worden sei und augenscheinlich auf den König einen sehr bedeutenden Eindruck gemacht habe. Insbesondere sei die Szene Posa's mit Philipp dem Zweiten Friedrich Wilhelm dem Zweiten (!) „sehr ans Herz gegangen.“ Scherzend schrieb Schiller bei dieser Gelegenheit an die Freundinnen in Rudolstadt: „Ich erwarte nun alle Tage eine Vocation nach Berlin, um Herzberg's Stelle zu übernehmen und den preußischen Staat zu regieren.“

Zwar nicht nach Berlin, aber nach Jena, nicht auf die Ministerbank, aber auf den akademischen Lehrstuhl erhielt, bevor das Jahr zu Ende ging, unser Dichter eine Vocation, und zwar in Folge des Aufsehens, welches seine Geschichte des Abfalls der Niederlande gemacht hatte. Es war ihm zugleich lieb und leid. „Du wirst in zwei oder drei Monaten aller Wahrscheinlichkeit nach die Nachricht erhalten, daß ich Professor der Geschichte in Jena geworden bin — schrieb er am 15. Dezember an Körner. Es ist fast so gut als richtig. Vor einer Stunde schickte mir Göthe das Rescript aus der Regierung, worin mir vorläufige Weisung gegeben wird, mich darauf einzurichten. Man hat mich hier übertölpelt, Voigt vorzüglich, der es sehr warm beförderte. Meine Idee war es fast immer, aber ich wollte wenigstens noch einige Jahre zu meiner besseren Vorbereitung verstreichen lassen. Eichhorn's Abgang (von Jena nach Göttingen) macht es aber gewissermaßen dringend. Voigt sondirte mich, an demselben Abend ging ein Brief an den Herzog von Weimar ab, der just in Gotha war mit Göthe; dort wurde es gleich von ihnen einge-

leitet und bei ihrer Zurückkunft kam's als eine öffentliche Sache an die Regierung. Göthe beförderte es gleichfalls mit Lebhaftigkeit und machte mir selbst Muth dazu. Ich bin in dem schrecklichsten Drang, wie ich neben den vielen, vielen Arbeiten, die mir den Winter bevorstehen und des Geldes wegen höchst nothwendig sind, nur eine flüchtige Vorbereitung machen soll. Göthe sagt mir zwar: docendo discitur; aber die Herren wissen alle nicht, wie wenig Gelehrsamkeit bei mir vorauszusetzen ist. Dazu kommt nun, daß mich der Antritt der Professur in allerlei neue Unkosten setzen wird, Lehrsaal u. dgl. nicht einmal gerechnet. Magister philosophiae muß ich auch werden, welches nicht ohne Geld abgeht. Freilich wird es heller hinter dieser trüben Periode, denn nun scheint sich doch mein Schicksal endlich fixiren zu wollen."

Gegen die Schwestern Lengefeld ließ er sich unterm 28. Dezember so über die Angelegenheit heraus: „Es ist beinahe schon richtig, daß ich als Professor der Geschichte künftiges Frühjahr nach Jena gehe. So sehr es im Ganzen mit meinen Wünschen übereinstimmt, so wenig bin ich von der Geschwindigkeit erbaut, womit es betrieben wird. Ich selbst habe keinen Schritt in der Sache gethan, habe mich aber übertölpeln lassen und jetzt, da es zu spät ist, möchte ich gerne zurücktreten. Alle die schönen paar Jahre von Unabhängigkeit, die ich mir träumte, sind dahin, mein schöner künftiger Sommer in Rudolstadt ist auch fort und dies Alles soll mir ein heilloser Katheder ersetzen. Göthe habe ich unterdessen einmal besucht. Er ist bei dieser Sache überaus thätig gewesen und zeigt viele Theilnehmung an dem, was er glaubt, daß es zu meinem Glücke beitragen würde. Ob es mich glücklich macht, wird sich erst in ein paar Jahren ausweisen. Ich lobe mir doch die goldene Freiheit. In dieser neuen Lage werde ich mir selbst lächerlich vorkommen. Mancher Student weiß vielleicht schon mehr Geschichte als der Herr Professor. Indessen denke ich hier wie Sancho Pansa über seine Statthalterschaft:

wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand, und habe ich nur erst die Insel, so will ich sie regieren wie ein Daus!' Wie ich mit meinen Herren Collegen den Professoren zurechtkomme, ist eine andere Frage.“ Körner ermuthigte den Freund zur Annahme des Rufes, auch darum, weil die Besoldung der Professur, welche Schiller gewiß mit Ehren bekleiden würde, wenigstens einen Theil seiner Bedürfnisse decken werde. Die Antwort des Dichters vom 25. Dezember zeigt, was er eigentlich mit dem „übertölpeln“ gemeint habe. Er schrieb: „Du setzest voraus, daß mir ein Fixum ausgeworfen würde; darin irrst du dich sehr. Woher nehmen?“ Also die fünf Höfe von Weimar, Gotha, Koburg, Meiningen und Hildburghausen — Jena war die gemeinschaftliche Landesuniversität dieser Staaten — hatten zusammen nicht die Mittel, einem Professor wie Schiller eine Besoldung auszuwerfen, selbst nicht die kleinste! Das ist auch ein Beitrag, und wahrlich kein tröstlicher, zur Kulturgeschichte des Jahrhunderts der Aufklärung. Der gute Körner gestand dem Freunde, daß er von dieser besoldungslosen Professur wenig erbaut sei. „Es ist jetzt zu spät, über die Sache zu reden — schrieb er am 30. Dezember — aber soviel muß ich dir doch sagen, daß Jena an dir und du nicht an dem Professortitel eine Acquisition machst. An deiner Stelle würde ich wenigstens merken lassen, daß ich das fühlte.“ Schiller jedoch dachte viel zu adlich, diesem Rathe zu folgen. Er wollte sich zu keiner „Bettelei“ erniedrigen und äußerte gegen den Freund: „Mein ganzes Absehen bei dieser Sache ist, in eine gewisse Rechtlichkeit und bürgerliche Verbindung einzutreten, wo mich eine bessere Versorgung finden kann.“ In seinen Briefen von damals findet sich keine ausdrückliche Hindeutung auf die Hoffnung, vermittelst des Amtes, zu dem er berufen wurde, sich die, wie wir wissen, ersehnte häusliche Existenz gründen zu können; allein dessenungeachtet dürfen wir annehmen, daß hauptsächlich diese Hoffnung es

war, was ihn bestimmte, der „goldenen Freiheit" zu entsagen und sich durch Uebernahme der Professur mit der Zeit die Mittel zur Gründung einer Familie zu verschaffen.

Wie aus Vorstehendem erhellt, hatte sich Göthe die Berufung Schiller's nach Jena sehr angelegen sein lassen, und so dürfte hier ein passender Ort sein, die damalige Stellung der Beiden zu einander näher ins Auge zu fassen. Karoline, indem sie dem Freunde zur Professur Glück wünschte, schrieb am 29. Dezember: „Den Antheil Göthe's an dieser Sache finde ich sehr natürlich und habe ihn erwartet; es müßte sonderbar gehen, wenn Menschen wie ihr diesen nicht an einander nähmet." Nun wird freilich unsere Vorstellung von Göthe's „Antheil an dieser Sache" bedeutend angekältet und herabgestimmt, wenn wir den Conseilsbericht von seiner Hand lesen, worin er dem Herzog die Berufung Schiller's empfahl. Er lautet: „Ein Herr Friedrich Schiller, welcher sich durch eine Geschichte des Abfalls der Niederlande bekannt gemacht hat, soll geneigt sein, sich an der Universität Jena zu habilitiren. Die Möglichkeit dieser Acquisition dürfte um so mehr zu beachten sein, als man sie gratis haben könnte." Das klingt allerdings so kühl, daß es Gegnern Göthe's nicht eben schwer fallen mußte, daraus den Schluß zu ziehen, der Herr Minister habe zu Schiller's Berufung zur besoldungslosen Professur in Jena nur mitgewirkt, um den Mann, dessen aufstrebender Ruhm ihn genirt hätte, aus Weimar zu entfernen und zugleich aus der poetischen Laufbahn zu werfen. Das hieß aber der großen Seele Göthe's eine gemeinste Eigenschaft andichten, den Neid, welchen nie gekannt zu haben er mit Recht sich rühmen durfte. Es ist wahr, es wäre ihm, der sein Lebenlang mit hoher Uneigennützigkeit so Vielen und sogar Unwürdigen hülfreich beigesprungen, besser angestanden, wenn er in dieser Angelegenheit nicht allein das Wohl der Universität Jena, sondern auch das Wohl Schiller's berücksichtigt hätte. Aber vielleicht ist ihm, der die Bemühung

um das tägliche Brot nie gekannt, gar nicht eingefallen, was es hieße, das tägliche Brot sich erarbeiten zu müssen. Die Glücklichen, an welche die gemeine Sorge um des Lebens Nothdurft nie herantritt, sind nicht selten so vergeßlich. Und dann darf man, um gerecht zu sein, Zweierlei nicht übersehen: erstlich, daß Göthe nach seiner Zurückkunft aus Italien, wo er so glücklich gewesen und wohin er sich so schmerzlich zurücksehnte, in mannigfacher und herber Gemüthsbedrängniß sich befand, die seine Theilnahme für Andere nothwendig erkälten mußte; und zweitens, daß sein Verhältniß zu Schiller's bisheriger Richtung das einer ausgesprochenen Antipathie war, welche zu mindern die in der Allgemeinen Literaturzeitung neuerlich erschienene, zwar tüchtige und gerechte, jedoch keineswegs unbedingt anerkennende Rezension des Egmont von Schiller's Hand auch nicht eben dienlich sein konnte.

„Aus Italien, dem formreichen, war ich in das gestaltlose Deutschland zurückgewiesen, heiteren Himmel mit einem düsteren zu vertauschen. Die Freunde, statt mich zu trösten und wieder an sich zu ziehen, brachten mich zur Verzweiflung. Mein Entzücken über entferntere, kaum bekannte Gegenstände, mein Leiden, mein Klagen über das Verlorene schien sie zu beleidigen; ich vermißte jede Theilnahme, Niemand verstand meine Sprache." Mit diesen Worten deutet Göthe an, wie unerquicklich seine Lage war, als er sich in Weimar wieder „nothdürftig" eingerichtet hatte. Nachdem er unter der milden Sonne des Südens an zwei Jahre lang in zwang- und sorgloser Muße sich selbst und seinen künstlerischen Neigungen gelebt, verstimmte ihn daheim so Vieles, Alles: — die Rauhheit des Klima's, die wachsende Vorliebe seines herzoglichen Freundes für das Soldatenwesen, die Misère einer kleinstaatlichen Ministerschaft, die Vertrödelung einer kostbaren Zeit durch das unfruchtbare, zerreibende Hofleben, endlich das allgemeine schwüle Unbehagen, womit die schwarz und immer schwärzer sich thürmenden revolutionären Gewitterwolken

die Gemüther drückten. Zum Glück fand er zu dieser Zeit das „Veilchen," die „liebe Kleine," Christiane Vulpius, welche ohne Priestersegen seine Frau wurde und ihm wenigstens innerhalb seiner vier Pfähle ein häusliches Behagen schuf, das ausreichte, ihn die hochherrlichen Römischen Elegieen dichten zu lassen, welche nicht, wie die darin fingirte Situation glauben ließ, in den Armen eines römischen, sondern eines deutschen Mädchens empfunden wurden. Aber gerade das Verhältniß zu Christiane, welche in ihrer anspruchslosen Anhänglichkeit viel mehr, als weiblicher Neid und weibischer Klatsch zugeben will, zu Göthe's Lebensglück beigetragen hat, legte ihm eine neue Prüfung auf, — die Verbitterung des schönen Verhältnisses zu Charlotte von Stein, die sich früher entschieden geweigert hatte, seine Frau zu werden, und es jetzt doch „nicht ertragen konnte, den aus Italien heimgekehrten Herkules nicht mehr am Spinnrocken der abstracten Liebessehnsucht in alle Ewigkeit fortspinnen zu sehen." Es mochte freilich selbst einer Frau, wie Charlotte von Stein war, schwer fallen, von der Rolle einer angebeteten Geliebten zu der einer verehrten Freundin herabzusteigen; aber dennoch wäre es nur billig gewesen, daß sie nicht verlangt hätte, der vierzigjährige Göthe sollte noch ferner die Rolle des schmachtenden Seladon einer nahezu fünfzigjährigen Matrone spielen. Bei solchen, aus Alledem resultirenden Verstimmungen Göthe's war es kein Wunder, daß seine jenseits der Alpen gewonnene Kunstanschauung ihn nicht mit Anerkennung, ja nicht einmal mit Unbefangenheit auf die literarische Bewegung blicken ließ, aus welcher während seiner Abwesenheit Schiller's junger Ruhm hervorgegangen. Er mag das selber darlegen. „Nach meiner Zurückkunft aus Italien — erzählt er — wo ich mich zu größerer Bestimmtheit und Reinheit in allen Kunstfächern auszubilden gesucht hatte, unbekümmert, was während der Zeit in Deutschland vorgegangen, fand ich neuere und ältere Dichterwerke in großem Ansehen, von ausge-

breiteter Wirkung, leider solche, die mich äußerst anwiderten, ich nenne nur Heinse's Ardinghello und Schiller's Räuber. Jener war mir verhaßt, weil er Sinnlichkeit und abstruse Denkweisen durch bildende Kunst zu veredeln und aufzustutzen unternahm, dieser, weil ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen gestrebt, recht im vollen hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegossen hatte. Das Rumoren, das im Vaterlande dadurch erregt, der Beifall, der jenen wunderlichen Ausgeburten allgemein, so von wilden Studenten als von der gebildeten Hofdame gezollt ward, erschreckte mich; denn ich glaubte all mein Bemühen völlig verloren zu sehen, die Gegenstände, zu welchen, die Art und Weise, wie ich mich gebildet hatte, schienen mir beseitigt und gelähmt. Ich war sehr betroffen. Die Betrachtung der bildenden Kunst, die Ausübung der Dichtkunst hätte ich gerne völlig aufgegeben, wenn es möglich gewesen wäre; denn wo war eine Aussicht, jene Productionen von genialem Werth und wilder Form zu überbieten? Man denke sich meinen Zustand! Die reinsten Anschauungen suchte ich zu nähren und mitzutheilen — und nun fand ich mich zwischen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt. Ich vermied Schillern, der, sich in Weimar aufhaltend, in meiner Nachbarschaft wohnte. Die Erscheinung des Don Carlos war nicht geeignet, mich ihm näher zu führen; alle Versuche von Personen, die ihm und mir gleich nahe standen, lehnte ich ab und so lebten wir eine Zeit lang neben einander fort. An keine Vereinigung war zu denken. Selbst das milde Zureden eines Dalberg — (nämlich des Coadjutors in Erfurt) — der Schillern nach Würden zu ehren verstand, blieb fruchtlos, ja meine Gründe, die ich jeder Vereinigung entgegensetzte, waren schwer zu widerlegen. Niemand konnte leugnen, daß zwischen zwei Geistesantipoden mehr als e i n Erddiameter die Scheidung mache, da sie denn beiderseits als Pole gelten mögen, aber eben deßwegen in

Eins nicht zusammenfallen können.“ In Eins zusammenfallen konnten sie freilich nicht, wohl aber, wie die Zeit lehrte, konnten sie zusammenkommen, recht nahe zusammenkommen. Im Uebrigen hätte man von Göthe's Feingefühl schon damals billig erwarten dürfen, daß er zwischen dem Dichter der Räuber und dem Verfasser des Ardinghello zu unterscheiden wüßte.

Nicht weniger merkwürdig als die Bekenntnisse Göthe's in Beziehung auf Schiller sind die des Letzteren in Betreff des Ersteren. Wenn die spätere Freundschaft zwischen den beiden Heroen zu den besten Ergebnissen der deutschen Kulturgeschichte gehört — was doch wohl kein Einsichtiger wird bestreiten wollen — so ist es von höchstem Interesse, zu betrachten, welche außerordentlichen Entfernungen jeder von ihnen zu durchschreiten hatte, bis zu dem Punkte, wo sie sich fanden. Es ist ein förmlicher psychologischer Prozeß, bitter und herbe genug in seiner Gährung. Am 2. Februar 1789 schrieb Schiller an Körner: „Oefters um Göthe zu sein würde mich unglücklich machen. Er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergießung, er ist an Nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben — dies scheint mir eine consequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe calculirt ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke .... Eine ganz sonderbare Mischung von Liebe und Haß ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius

gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben. Göthe hat auch viel Einfluß darauf, daß ich mein Gedicht („die Künstler") gern recht vollendet wünsche. An seinem Urtheil liegt mir überaus viel. Die Götter Griechenlands hat er sehr günstig beurtheilt; nur zu lang hat er sie gefunden, worin er auch nicht unrecht haben mag. Sein Kopf ist reif und sein Urtheil über mich wenigstens eher gegen mich als für mich parteiisch. Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, so ist dies gerade der Mensch unter allen, die ich kenne, der mir diesen Dienst thun kann." Drei Tage später (am 5. Februar) that er in einem Briefe an Karoline eine Aeußerung, welche mit der vorstehenden völlig übereinstimmt: — „Göthe ist noch gegen keinen Menschen, soviel ich weiß, sehe und gehört habe, zur Ergießung gekommen. Er hat sich durch seinen Geist und tausend Verbindlichkeiten Freunde, Verehrer und Vergötterung erworben, aber sich selbst hat er immer behalten, sich selbst hat er nie gegeben. Ich fürchte, er hat sich aus dem höchsten Genuß der Eigenliebe ein Ideal von Glück geschaffen, bei dem er nicht glücklich ist. Dieser Charakter gefällt mir nicht, ich würde mir ihn nicht wünschen und in der Nähe eines solchen Menschen wäre mir nicht wohl." Zur höchsten Bitterkeit endlich schlägt die „aus Liebe und Haß sonderbar gemischte Empfindung" Schiller's für Göthe in einem vom 9. März datirten Brief an Körner aus: — „Ich will mich gern von dir kennen lassen, wie ich bin. Dieser Mensch, dieser Göthe ist mir einmal im Wege und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward *sein* Genie von seinem Schicksal getragen [12]) und wie muß *ich* bis auf diese Minute noch kämpfen!" Schmerzliche Worte, schmerzlich auch insofern, als sie verrathen, daß selbst der Idealismus eines Schiller's in Momenten der Schwäche unter dem Drucke der Wirklichkeit sich gebeugt hat. Wahr ist freilich, das Glück

hatte Göthen in jeder Weise vor Schiller begünstigt und es bleibt fast unbegreiflich, daß gemeint und gesagt werden konnte, Schiller sei durch die „äußeren Umstände" mehr als Göthe „begünstigt" worden, weil, während dieser durch Amtspflichten gestört worden, jener „zu Hause, in aller Gemächlichkeit seine ästhetischen Krisen" habe „abwarten" können. Den lähmenden, verbitternden, aufreibenden Kampf um das Dasein in des Wortes herbster Bedeutung, wie Schiller sein Lebenlang ihn kämpfen mußte, hat Göthe gar nicht gekannt. Ihm, dem es gegönnt war, in einem mit allem Behagen des Lebens ausgestatteten Elternhause eine heitere Kindheit zu verleben, ihm, der als Jüngling bei reichlich zu Gebote stehenden Bildungsmitteln seine geistigen und körperlichen Gaben und Kräfte harmonisch entwickeln konnte, ist auf der Schwelle des Mannesalters eine höchste Staatsstelle mühelos zugefallen, und nachdem seine Jugend durch die Liebe schönster und bester Frauen beglückt und bereichert worden, führte ihn die Gunst des fürstlichen Freundes auf einem mit allen Rosen des Lebensgenusses bestreuten Weg auf die Höhen des Daseins. Wie ärmlich, gedrückt und sorgenvoll waren dagegen Schiller's Knaben- und Jünglingsjahre! Er hatte die in der Militär-Akademie ertragene Sklaverei nur mit der des Garnisonsdienstes vertauscht, er hatte, um seinen Genius zu retten, aus der Heimat fliehen, hatte, ein unstäter Wanderer, unter Kummer und Noth an der Vervollständigung seiner Bildung arbeiten, hatte mit Kränklichkeit, Verlassenheit und Schuldenbedrängniß ringen, hatte jeden Erfolg der Ungunst des Geschickes abstreiten müssen und war jetzt in seinem dreißigsten Jahre äußerlich nicht weiter gelangt als zu einer Lehrstelle ohne Gehalt. Es ist geradezu wunderlich, von „Gemächlichkeit" zu reden in Beziehung auf Schiller, der fast bis zuletzt literarische Frohndienste thun mußte, um nur seinem Genius nothdürftigen Raum zu freier Aeußerung zu schaffen. Ja, er fühlte den Unterschied zwischen seinem und

Göthe's Verhältniß zum Glück und er war ihn zu fühlen berechtigt. Als er später sein schönes Gedicht „das Glück" schrieb, hat er vielleicht unwillkürlich an diesen Unterschied gedacht und deßhalb passen auch, glaube ich, die vier ersten Distichen dieses Gedichts so gut auf Göthe wie die zwei folgenden auf ihn selbst [13]). Auf der andern Seite darf nicht verschwiegen werden, daß Göthe die Gunst des Geschickes, welche ihm geworden, durch rastlose Arbeit redlich verdiente, daß er nicht nur ein Glücklicher, sondern auch ein Strebender war und blieb und daß er den Werth seiner äußeren Stellung stets seinem inneren Berufe weit unterordnete. So sagt er in seinen Briefen an Frau von Stein (II, 231): „Eigentlich bin ich doch zum Schriftsteller geboren! Es gewährt mir eine reinere Freude als jemals, wenn ich Etwas nach meinen Gedanken gut geschrieben habe" — und am 27. Januar 1824 äußerte er gegen Eckermann: „Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es Nichts als Mühe und Arbeit gewesen und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen fünfundsiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von Neuem gehoben sein wollte. Mein eigentliches Glück war mein poetisches Sinnen und Schaffen." In diesem Glücke sollten sich die beiden Heroen später zusammenfinden. Daß aber Schiller schon lange zuvor und seiner herben Aussprüche ungeachtet wirklich „groß" von Göthe gedacht habe, wird uns durch eine höchst denkwürdige Aeußerung von ihm bewiesen, eine Aeußerung, in welcher sich Bescheidenheit und Selbstgefühl auf's Schönste verbinden. Es war wie ein einstweiliger versöhnlicher Abschluß seines Verhältnisses zu Göthe, wenn er unterm 25. Februar 1789 an Körner schrieb: „Mit Göthe messe ich mich nicht, wenn er seine ganze Kraft anwenden will. Er hat weit mehr Genie als ich und dabei weit mehr

Reichthum an Kenntnissen, eine sicherere Sinnlichkeit und zu allem diesem einen durch Kunstkenntniß aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn, was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwissenheit geht, mangelt. Hätte ich nicht einige andere Talente und hätte ich nicht soviel Feinheit gehabt, diese Talente und Fertigkeiten in das Gebiet des Drama's herüberzuziehen, so würde ich in diesem Fache gar nicht neben ihm sichtbar geworden sein. Aber ich habe mir eigentlich ein eigenes Drama nach meinem Talente gebildet, welches mir eine gewisse Excellence darin gibt, eben weil es mein eigen ist. Will ich in das natürliche Drama einlenken, so fühl' ich die Superiorität, die er und viele andere Dichter aus der vorigen Zeit über mich haben, sehr lebhaft. Deswegen lasse ich mich aber nicht abschrecken; denn eben, je mehr ich empfinde, wie viele und welche Talente mir fehlen, so überzeuge ich mich desto lebhafter von der Realität und Stärke desjenigen Talents, welches, jenes Mangels ungeachtet, mich soweit gebracht hat, als ich schon bin. Denn ohne ein großes Talent von der einen Seite hätte ich einen so großen Mangel von der anderen nicht soweit bedecken können, als geschehen ist, und es überhaupt nicht soweit bringen können, um auf Köpfe zu wirken. Mit dieser Kraft muß ich doch Etwas machen können, das mich soweit führt, ein Kunstwerk von mir neben eins von denen Göthe's zu stellen." Man sieht, Schiller ließ sich keine Mühe verdrießen, die schwerste aller Künste, die der Selbstkenntniß, sich anzueignen. Körner schrieb ihm unterm 4. März zurück: „Deine Vergleichung zwischen dir und Göthe kann ich nicht ganz unterschreiben. Du hast dich meines Erachtens in Bescheidenheit übersprungen. Daß Göthe mehr Genie habe als du, zweifle ich sehr. Aber mehr Kunstfertigkeit in einigen Fächern kann er haben und diesen Vorzug kannst du ihm abgewinnen, auch im dramatischen Fache." Richtiger hätte Körner gesagt: vorzugsweise im dramatischen Fache, denn

hier überwog Schiller's Genius den Göthe'schen ebenso entschieden, als er diesem im lyrischen und epischen nachstand.

Unter fleißigem Briefwechsel mit dem Freunde in Dresden und den Freundinnen in Rudolstadt, unter Arbeiten für den Merkur und die Thalia, unter Vorbereitungsstudien für sein Lehramt ging unserem Dichter der Winter hin, dessen starker Frost ihm öfteres Uebelbefinden zuzog. Soweit es seine Zeit erlaubte, that er Alles, den Lehrstuhl nicht unvorbereitet zu besteigen. Seine Aeußerung gegen Körner: „Eigentlich sollten Kirchengeschichte, Geschichte der Philosophie, Geschichte der Kunst, der Sitten, des Handels mit der politischen in Eins zusammengefaßt werden und dieses erst kann Universalhistorie sein; mein Plan ist es, diesen Weg zu gehen" — liefert auch den Beweis, daß er in Auffassung des Berufes eines Geschichtslehrers seiner Zeit vorauseilte; denn hier ist schon die kulturgeschichtliche Behandlung des historischen Stoffes vorgezeichnet, wie sie erst im 19. Jahrhundert zu fruchtbarer Geltung gekommen. Aber als „höchstes Lebensinteresse" behielt er doch mitten unter seinen gelehrten Exercitien seine Künstlerschaft auch damals im Auge. „Ich muß ganz Künstler sein können oder ich will nicht mehr sein!" schrieb er am 9. März an Körner und zur gleichen Zeit beschäftigte ihn der Gedanke, eine „Fridericiade" zu dichten, für eine Weile wieder sehr lebhaft. Im Märzheft des Merkur erschienen „die Künstler" und entzückten Körner, welcher unterm 19. März dem Dichter schrieb: „Ich glaube nicht, daß ein Product von dir existirt, welches dir mehr Ehre macht." Um diese Zeit erfolgte die förmliche Vocation nach Jena und lief auch von dort das Magisterdiplom ein, wofür Schiller zu seinem nicht geringen Verdrusse vierundvierzig Thaler bezahlen mußte. In der zweiten Hälfte des März ging er nach Jena, um sich dort eine Wohnung zu miethen, seinen Herren Collegen sich vorzustellen und im Lectionskatalog ankündigen zu lassen, daß er, wie

er sich scherzend ausdrückte, im Sommersemester „seine Bude eröffnen,“ d. h. als sein erstes Collegium „Einleitung in die Universalhistorie“ lesen würde. Aber von Sehnsucht getrieben, machte er nach Jena einen Umweg über — Rudolstadt. Bei seiner Zurückkunft nach Weimar hat er in einem inzwischen daselbst eingelaufenen Schreiben Lotte's gewiß mit süßer Genugthuung das Geständniß gelesen, daß die Freude, welche ihr seine Anwesenheit in Rudolstadt bereitet, „den ganzen langen traurigen Winter aus ihrem Gedächtniß verlöscht habe.“ Dem Freunde in Dresden verschwieg er den nach Rudolstadt gemachten Abstecher, wie er denn überhaupt hinsichtlich seiner Stellung zur Familie Lengefeld gegen Körner merkwürdig zurückhaltend war, bis seine Verlobung mit Lotte als vollendete Thatsache dastand. Hält man den Briefwechsel des Dichters mit Karoline und Lotte mit der gleichzeitigen Correspondenz mit Körner zusammen, so ist es fast komisch zu sehen, wie der Letztere, welcher nicht weiß, daß und wie sehr Schiller's Herz in Rudolstadt gefesselt war, sich abmüht, dem Dichter eine vortheilhafte Partie zu verschaffen, und welche Diplomatie Schiller aufbietet, diese Bemühung zu vereiteln. In den letzten Tagen seines Aufenthalts in Weimar gelangte er noch zur Bekanntschaft mit zwei berufenen Persönlichkeiten jener Zeit. Die eine, der Capellmeister Reichardt, welcher nach Weimar gekommen war, um Göthe's Claudine von Villabella in Musik zu setzen, machte auf unsern Dichter einen sehr widerwärtigen Eindruck; zur andern, Bürger, trat er in nähere Beziehung. „Bürger war vor einigen Tagen hier — schrieb er am 30. April an Lotte — und ich habe die wenige Zeit, die er da war, in seiner Gesellschaft zugebracht. Es ist gar nichts Auszeichnendes in seinem Aeußeren und in seinem Umgang, aber ein gerader guter Mensch scheint er zu sein. Der Charakter von Popularität, der in seinen Gedichten herrscht, verleugnet sich auch nicht in seinem persönlichen Umgang und

hier wie dort verliert er sich zuweilen ins Platte. Das Feuer der Begeisterung scheint in ihm zu einer ruhigen Arbeitslampe herabgekommen zu sein. Der Frühling seines Geistes ist vorüber und es ist leider bekannt, daß Dichter am frühesten verblühen. Wir haben uns vorgenommen, einen kleinen Wettkampf, der Kunst zu Gefallen, mit einander einzugehen. Er soll darin bestehen, daß wir Beide das nämliche Stück aus Virgil's Aeneide übersetzen, Jeder in einer anderen Versart." Dieser Brief war der letzte, welchen die Freundin von Schiller aus Weimar empfing: am 10. Mai war er zum Abgang nach Jena fertig.

Der berühmte, auf den glänzendsten Blättern der Geschichte des deutschen Geistes verzeichnete Ort ist noch jetzt, was er damals und schon seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts war, eine kleine Universitätsstadt, zwei Meilen südöstlich von Weimar zwischen schön geformten Bergen im schmalen Thal der Saale gelegen, welche hier den Leutrabach aufnimmt. Der auf dem linken Ufer des lebhaft dahinrauschenden Flusses ansteigende Hainberg, auch als vormaliger Träger des Hochgerichts Galgenberg geheißen, gewährt über Stadt, Thal und die einschließenden Höhenzüge einen reizenden Ausblick, dessen, einer Localtradition zufolge, auch unser Dichter oft und mit Vorliebe sich erfreut hat. Die größte Zierde der Stadt als solcher ist ihr Marktplatz, ein ziemlich regelmäßiges, von alterthümlichen Häusern umschlossenes Viereck, vor Zeiten der Lieblingsschauplatz eines tumultuarischen Studentenlebens. Hier wurden noch in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts am hellen Tage die „Paukereien" der Musensöhne abgethan, während dicht daneben im uralten Rathhaus ein wohlweiser Magistrat das Wohl der Stadt berieth. Die Sage weiß von einem Rathsherrn aus jener „guten alten Zeit" zu erzählen, der, bei einer solchen Gelegenheit durch das Degenklirren auf den Söller des Rathhauses gelockt, in einem der Fechtenden den eigenen Sohn erkannte und

ihm zurief: „Fritz, halt' dich brav! Du sollst auch 'nen neuen Rock haben." Wenn übrigens den 1793 erschienenen „Briefen über Jena" zu glauben ist, so kümmerten sich noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Jenenser Studenten nicht eben viel um neue Röcke. Bis zur Zeit, wo die große geistige Blüthe der Universität begann und damit auch die mittelalterlich rohen Sitten zu weichen anfingen, erschien den angezogenen Briefen zufolge der Jenenser Student als ein Wesen, „dessen Garderobe gewöhnlich in einem Ueberrock, einem Kollet und einem Paar lederner Beinkleider bestand, das einen großen durchlöcherten Hut und verhältnißmäßige Stiefeln trug, eine ausnehmende Geschicklichkeit besaß, eine halbe Tonne Bier in einer Sitzung hinunter zu gießen, Jeden, der ihm nahe kam, hinter die Ohren schlug und bereit war, die Sache gleich auf der Stelle „„ auszumachen."" Seine Sprache war ein Gemisch von eigenen Kunstwörtern, sein Ideal der Vollkommenheit ein vollendeter Schläger und das niedrigste Geschöpf ein Mensch, der nicht Lust hatte, sich jeden Augenblick um Nichts zu raufen, und der sich in seiner Kleidung einer gewissen Sauberkeit und Eleganz befliß." Und wie in Jena, so war es auch auf den übrigen deutschen Hochschulen mit dem Gebahren der Studenten bestellt, mit Ausnahme der ganz jungen Universität Göttingen, welche keine mittelalterlichen Traditionen hatte und das Gesetzbuch des Unsinns, „den Comment," nicht anerkennen wollte. Durchblättert man die wüsten, aber kulturgeschichtlich wichtigen Bücher von Friedrich Christian Laukhard, seine Selbstbiographie (1792—97), seine „Annalen der Universität zu Schilda" (1798), so entsetzt man sich über die unsägliche Rohheit, in welcher sich bis gegen 1790 hin die deutschen „Musensöhne" gefielen. Auch die Docenten wetteiferten nicht selten mit den Studenten in physischem und moralischem Cynismus. Gab es doch in Jena noch zu Schiller's Zeit gelehrte Inventarstücke, welche an die Gundling

und Morgenstern im Tabakscollegium Friedrich Wilhelm's I. deutlich genug erinnerten. Da sah man einen Doctor legens der Mathematik, welcher von den Studenten aus Barmherzigkeit oder Muthwillen in ein Galakleid gesteckt worden, das ihm vom Leibe faulte, so daß er im Federhut und rothen Tressenrock einherging, einen schwarzen Strumpf um den Hals und ein zerlöchertes Hemd darunter. Ferner einen Orientalisten in einem abgeschabten weißen Rock, der ihm ebensoviel zu lang als das schwarze Beinkleid zu kurz war, in ausgetretenen Pantoffeln einherschlurfend und sich mittelst eines Quastenstockes, der ihm bis über die Nase ging, im Gleichgewicht erhaltend. Endlich einen Philosophen, welcher durch Anschlag am schwarzen Brett bekannt machte, er beabsichtige ein Collegium über Kant's Kritik der reinen Vernunft zu lesen, falls ihm Jemand das fragliche Buch leihen wollte. Indessen waren die akademischen Zustände von Jena in den achtziger Jahren in einer entschiedenen Wendung zum Besseren und Edleren begriffen. Schon das Ordenswesen, wenn auch mit viel müssiger Spielerei verbunden, hatte an die Stelle des orgienhaften Treibens im Schooße der Landsmannschaften Keime einer idealeren Anschauung in die akademische Jugend gepflanzt und das Aufsprossen derselben sehen wir in dem Beschluß der Jenenser Studentenschaft vom Jahre 1791, dem wüsten Duellwesen durch Einsetzung von Ehrengerichten ein Ende zu machen. Mit dem Uebergang von dem gelehrten Schlendrian zu wirklich wissenschaftlicher Thätigkeit, welchen Karl August's und seiner Minister Göthe und Voigt liebevolle Fürsorge für die Universität ermöglichte, hob in Jena auch die Entwilderung der akademischen Lebensführung an. Schon zu Anfang der achtziger Jahre lehrten in Jena Döderlein und Griesbach Theologie, G. Hufeland Jurisprudenz, Loder Anatomie, Schütz, mit Bertuch Herausgeber der einflußreichen Allgemeinen Literaturzeitung, Philologie. Mit Reinhold's Ansiedelung (1787) wurde die Uni-

versität der Hauptsitz der Kantischen Philosophie, also einer wissenschaftlichen Richtung, welche alle Disziplinen neubelebend durchdrang. Zugleich mit Schiller waren zu Jena Männer wie Paulus, Niethammer, Batsch, Ilgen, Woltmann und Chr. W. Hufeland thätig. Etwas später kamen Fichte, Schelling, Hegel, die Brüder Schlegel, Feuerbach, Gries. Ab und zu gingen die Brüder Humboldt, Hölderlin, die Romantiker Novalis, Tieck, Brentano. Bei Schiller's Eintreffen zählte die Hochschule nahezu 800 Studenten und diese Zahl vermehrte sich später noch bedeutend. Da entwickelte sich denn in dem kleinen „Saal-Athen" ein Leben von außerordentlicher Regsamkeit und Buntheit, das sich um so unbefangener darstellte, als es in politischer Beziehung noch ganz harmlos angethan war. Alle Gegensätze des deutschen Daseins von damals waren hier auf einen kleinen Raum zusammengedrängt und bewegten sich, bei nicht karg zugemessener Freiheit, zwanglos neben einander. Man verstand es noch, das Leben heiter zu nehmen und unbekümmert zu genießen, und man stieß sich nicht sonderlich daran, wenn in modernste Bestrebungen, in die idealsten Anschauungen in Wissenschaft und Kunst noch manch ein Stück Mittelalter, in zähen Professoren- und Studentenbräuchen versteinert, zudringlich hereinragte.

Am 11. Mai 1789 traf Schiller in Jena ein. In einem Hause, welches, soviel ich erfahren konnte, nicht mehr auszumitteln ist, bezog er die schon vorher gemiethete Wohnung. Das Haus gehörte „zwei alten Jungfern, die sehr dienstfertig, aber auch sehr redselig" waren. Er rühmte gegen Körner die schöne Einrichtung seiner drei Zimmer und setzte wie entschuldigend hinzu, daß er sich auf eigene Kosten einen Schreibtisch habe machen lassen, der ihn zwei Carolin kostete. Er habe schon längst danach getrachtet, „weil ein Schreibtisch doch sein wichtigstes Möbel sei und er sich immer damit habe behelfen müssen." Dann entwarf er ein „strenges" Budget und meinte, er werde

mit 450 Thaler jährlich auskommen, um so mehr, da ihm seine Hausjungfern das Mittagsessen zu dem Preise von 2 Groschen auf's Zimmer liefern wollten. Am 26. Mai bestand er das erste „Abenteuer auf dem Katheder rühmlich und tapfer,“ indem er sein Lehramt mit der im April geschriebenen meisterhaften Vorlesung: „Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?“ eröffnete. Man muß ihn das selbst erzählen hören. „Das Reinhold'sche Auditorium — (die Professoren hatten damals in Jena und anderwärts für ihre Lehrlocale noch selbst zu sorgen) — bestimmte ich zu meinem Debut. Es hat eine mäßige Größe und kann etwas über hundert Menschen fassen. Ich wollte eine größere Menge nicht voraussetzen und diese Bescheidenheit ist auf eine für mich sehr brillante Weise belohnt worden. Meine Stunden — Dienstags und Mittwochs — sind Abends von sechs bis sieben. Halb sechs war das Auditorium voll. Ich sah aus Reinhold's Fenster Trupp über Trupp die Straße heraufkommen, welches gar kein Ende nehmen wollte. Ob ich gleich nicht ganz frei von Furcht war, so hatte ich doch an der wachsenden Anzahl Vergnügen und mein Muth nahm eher zu. Aber die Menge wuchs nach und nach so, daß Vorsaal, Flur und Treppe vollgedrängt waren und ganze Haufen wieder gingen. Jetzt fiel es Einem ein, der bei mir war, ob ich nicht noch für diese Vorlesung ein anderes Auditorium wählen sollte. Griesbach's Schwager war gerade unter den Studenten, ich ließ ihnen also den Vorschlag thun, bei Griesbach zu lesen, und mit Freuden ward er aufgenommen. Nun gab es das lustigste Schauspiel. Alles stürzte hinaus und in einem hellen Zuge die Johannisstraße hinunter, die, eine der längsten in Jena, mit Studenten ganz besäet war. Weil sie liefen, was sie konnten, um im Griesbach'schen Auditorium einen guten Platz zu bekommen, so kam die Straße in Alarm und Alles an den Fenstern in Bewegung. Man glaubte Anfangs, es wäre Feuerlärm. Was ist denn?

Was gibt's denn? hieß es überall. Da rief man sich zu: der neue Professor wird lesen. Ich folgte in einer kleinen Weile nach, von Reinhold begleitet; es war mir, als wenn ich durch die Stadt, die ich fast ganz zu durchwandern hatte, Spießruthen liefe. Griesbach's Auditorium ist das größte und kann, wenn es vollgedrängt ist, zwischen drei- und vierhundert Menschen fassen. Voll war es diesmal und so sehr, daß ein Vorsaal und noch die Flur bis an die Hausthüre besetzt war und im Auditorium selbst Viele sich auf die Subsellien stellten. Ich zog also durch eine Allee von Zuschauern und Zuhörern ein und konnte den Katheder kaum finden; unter lautem Pochen, welches hier für Beifall gilt, bestieg ich ihn und sah mich von einem Amphitheater von Menschen umgeben. So schwül der Saal war, so erträglich war's am Katheder, wo alle Fenster offen standen, und ich hatte doch frischen Odem. Mit den zehn ersten Worten, die ich selbst noch fest aussprechen konnte, war ich im ganzen Besitz meiner Contenance und ich las mit einer Stärke und Sicherheit der Stimme, die mich selbst überraschte. Vor der Thüre konnte man mich noch recht gut hören. Meine Vorlesung machte Eindruck, den ganzen Abend hörte man in der Stadt davon reden und mir widerfuhr eine Aufmerksamkeit von den Studenten, die bei einem neuen Professor das erste Beispiel war: ich bekam eine Nachtmusik und Vivat wurde dreimal gerufen."

Wie deutsch-gemüthlich, wie harmlos-idyllisch das klingt! Die Antrittsrede eines neuen Professors ist ein Ereigniß, das eine ganze Stadt in Aufregung bringt. Es will in unserer Vorstellung gar nicht recht hineinpassen in eine Zeitatmosphäre, die ungeheurer Verhängnisse voll war. Zweiundzwanzig Tage vor Schiller's Debut als akademischer Lehrer hatte jenseits des Rheins die erste Szene des ersten Acts einer weltgeschichtlichen Tragödie gespielt. Die Morgensonne des 4. Mai von 1789 warf Lichtmassen auf die breiten Straßen von Versailles, die von Festjubel-

klängen widertönten, welche nur das Requiem der Monarchie Ludwig's des Vierzehnten waren. Heute das Fest und morgen schon der Kampf. Eine kirchliche Feier ging der Eröffnung der Reichsstände voran, die auf den kommenden Tag festgesetzt war. Ueberall soldatischer und priesterlicher Prunk, Fanfaren, Glockengeläute, Trommelwirbel, Geschützdonner, überall von Erwartung glühende Gesichter und fieberhaft funkelnde Augen, an den Fenstern ein ununterbrochener Blumenkranz geputzter Frauenköpfe. Von der Pfarrkirche Notre-Dame bewegte sich die Prozession nach der Kirche des heiligen Ludwig. Voran der Klerus von Versailles mit der Musik der königlichen Kapelle. Dann in ihren schwarzen Mänteln die Deputirten des dritten Standes, welcher nach des Abbé Siéyes vorahnendem Wort nach wenigen Tagen schon „Alles" sein, die Nation repräsentiren sollte, — vorragend über alle der Löwenkopf Mirabeau's. Hierauf die Abgeordneten des Adels, in den Borten, Spitzen und Federn ihrer Gewänder zum letzten Mal die prunkende Herrlichkeit des Feudalismus voll zur Schau tragend. Dann die „Plebejer der Kirche," die Pfarrer, getrennt von den ihnen nachtretenden Prälaten mit Infuln und Bischofsstäben und im Geiste schon den Vertretern des Bürgerstandes über den Adel hinweg die Hände reichend. Nun kam der Erzbischof von Paris mit der Monstranz unter einem Baldachin, dessen Schnüre vier Prinzen von Geblüt hielten, und hinter ihm der König und die Königin. Der Jubelruf, womit die Volksmenge die bürgerlichen Deputirten empfangen hatte, war verstummt, als die Tochter Maria Theresia's erschien, schmerzzerrissen, bleich, aber mit stolz aufgeworfener Unterlippe der stummen Beleidigung trotzend. Ach, mitten in all dem Festpomp schnürte dieser unglücklichen Frau, Mutter und Königin die Ahnung des kommenden Furchtbaren das Herz zusammen, daß sie auf ihren Füßen wankte und durch den Arm der hinter ihr schreitenden Prinzessin von Lamballe aufrecht erhalten werden mußte. An einem Fenster

standen Frau von Montmorin, Vertreterin der schon jetzt besiegten Aristokratie, und Frau von Staël, Vertreterin der schon jetzt siegreichen Bourgeoisie. Die Tochter Necker's konnte sich nicht enthalten, ihre laute Freude über das prächtige Schauspiel zu bezeugen. Da sagte Frau von Montmorin zu ihr: „Sie thun unrecht, sich zu freuen; dieser Tag wird großes Unheil über uns bringen." Frau von Staël fühlte sich von einem plötzlichen Schauder angewandelt und sie mußte später der Stunde und des Wortes gedenken, als sie erfuhr, daß die Prophetin der Guillotine zum Opfer gefallen.

Welcher Contrast zwischen dieser französischen Szene auf den Straßen von Versailles und jener deutschen im Griesbach'schen Lehrsaal in Jena! Und doch waren wieder beide Vorgänge nur verschiedene Erscheinungsformen eines und desselben Geistes der Zeit. Was jenseits des Rheins im Bereiche der That sich zu vollziehen begann, die Zertrümmerung der mittelalterlichen Weltanschauung, vollzog sich diesseits im Bereiche der Idee. Die deutsche Jugend hat wohl gewußt oder wenigstens instinktmäßig geahnt, warum sie in das Auditorium des „neuen Professors" strömte und denselben beim Antritt seines Lehramts mit einer Serenade begrüßte. Aus Schiller's Worten wehte sie der Geist der neuen Zeit an. Allerdings waren seit Jahrhunderten die politischen Zustände Deutschlands so, daß die Gemüther klarer Anschauungen und bestimmter Begriffe in staatlicher Beziehung ganz entwöhnt sein mußten, und wie sehr die politische Erziehung, die Betheiligung des Bürgers am Staatsleben fehlte, das zeigt uns die politische Indifferenz oder das politische Schwanken selbst der erwähltesten Geister unserer classischen Kulturperiode. Allein wenn irgend in einem dieser Geister die Beziehung der freien Kunst und Wissenschaft zum freien Staate lag, so war es Schiller, der in seinem innersten Wesen Republikaner gewesen ist, zugleich aber auch scharf die Schranke markirt, welche den Mann von Geist und Bildung, sobald er ein reifer geworden, von dem vulgären

Demokratismus, von der pöbelfrohen Gleichmacherei trennt. Schon als Jüngling hatte er in der Thalia als sein politisches Credo aufgestellt: „Das Grundprinzip, worauf alle Staaten beruhen müssen, ist, daß die Bürger sich selbst die Gesetze geben, denen sie gehorchen sollen, und daß Gehorsam und Pflichterfüllung aus Einsicht und Liebe zu den selbst gegebenen Institutionen und nicht aus sklavischer Furcht vor der Strafe oder aus blinder und schlaffer Ergebung in den Willen eines Oberen entspringen." Er war auch keineswegs der Ansicht, daß dieses Prinzip nur passiv verfochten werden sollte. Er hat sich darüber deutlich genug ausgesprochen, wenn er in der Einleitung zu seiner niederländischen Geschichte sagt: „Groß und beruhigend ist der Gedanke, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürstengewalt endlich noch eine Hülfe vorhanden ist, daß ihre berechnetsten Plane an der menschlichen Freiheit zu Schanden werden, daß ein herzhafter Widerstand auch den gestreckten Arm eines Despoten beugen, heldenmüthige Beharrung seine schrecklichen Hülfsquellen endlich erschöpfen kann." Und daß er dies nicht nur als Weltbürger meinte, sondern auch als Patriot, bezeugen die ferneren, später aus der Einleitung zu dem genannten Geschichtswerk weggelassenen Worte: „Die Kraft, mit der das niederländische Volk handelte, ist unter uns nicht verschwunden; der glückliche Erfolg, der sein Wagestück krönte, ist auch uns nicht versagt, wenn ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Thaten rufen." Ist das nicht wie eine prophetische Antecipation des Geistes von 1813? Aber freilich, der Gang der französischen Revolution, wie ihn Schiller miterlebte, war seinem idealen Freiheitsstreben nicht homogen. Er, der Prophet des Idealismus, wandte sich daher bald, ja gleich zu Anfang mißmuthig von dem herben und derben Realismus dieser Umwälzung ab und, einer Zukunft sich getröstend, wo der weltgeschichtliche Kampf zwischen Freiheit und Despotismus durch eine gereiftere Gesellschaft siegreich zu Ende geführt werden

würde, schrieb er im Hinblick auf seine Zeitgenossen in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen resignirt die Worte nieder: „Das Gebäude des Naturstaats wankt, seine mürben Fundamente weichen und eine physische Möglichkeit scheint gegeben, das Gesetz auf den Thron zu stellen, den Menschen endlich als Selbstzweck zu ehren und wahre Freiheit zur Grundlage der politischen Verbindung zu machen. Vergebliche Hoffnung! Die moralische Möglichkeit fehlt und der freigebige Augenblick findet ein unempfängliches Geschlecht." Er hätte bekanntlich noch fünfundfünfzig Jahre später genau dasselbe Wort wiederholen können. Eine Stunde währt nach der Uhr der Weltgeschichte ein Jahrtausend und fünfzig Jahre sind in der Entwicklung der Menschheit nur ein Augenblick: — das darf man nie vergessen, wenn man bei der Lectüre der Geschichte nicht seine Fähigkeit, zu hoffen, oder wenigstens nicht seinen Gleichmuth einbüßen will.

Unter günstigen Auspicien hatte sich also des Dichters Laufbahn als akademischer Lehrer eröffnet. Freilich trübte sich die heitere Aussicht bald, indem Schiller erfuhr, was akademischer Kleingeist und Brotneid zu bedeuten habe, und auch, wie sehr Körner richtig sah und fühlte, wenn er meinte, der Freund sei eben nicht zum Gelehrten und Docenten, sondern zum Künstler geboren. Bevor noch das Jahr zu Ende ging, hatte der Dichter Veranlassung, dem Freunde zu sagen: „Es ist mir gar lieb zu hören, daß auch dir vor dem Universitätswesen ekelt; ich wollte es in meinen letzten Briefen an dich nur nicht gerade heraussagen, daß mir diese Existenz — verbunden mit der ganzen Begleitung von fatalen Umständen, die von dem Professorleben unzertrennlich sind — herzlich verleidet ist." Vorerst jedoch fühlte sich Schiller über die Unannehmlichkeiten seiner Lage weit hinweggehoben durch den Verkehr mit Karoline und Lotte, in welchem Alles auf eine große Entscheidung hindrängte. Wir müssen aber, um den

Gang des Verhältnisses an der Hand des Briefwechsels der drei Befreundeten zu verfolgen, in der Zeit etwas zurückgreifen.

Im Winter von 1788 — 89 hatte die zwischen Rudolstadt und Weimar gehende Botenfrau viele Briefe und Bücherpakete hin und her zu tragen. In ihrer Antwort auf den ersten Brief, welchen Schiller wieder aus Weimar gesandt, sagte Lotte: „Es ist sonderbar und oft unbegreiflich, wie sich Menschen finden. Ich denke gern über die Zufälle nach, die uns oft zusammenbringen. Wir kennen uns erst ein Jahr und mir ist's, als wären wir immer Freunde gewesen. Ihr Geist war mir zwar nie fremd, denn immer fühlte ich mich zu ihm gezogen, wenn ich von Ihnen las; aber nun ist es doch noch anders, denn jetzt wird es mir fast unmöglich, mir meine Freuden ohne Sie zu denken. Und so wird's bleiben, nicht wahr?" Man sieht, wie sich in Lolo das Gefühl der Liebe in harmloser Unbefangenheit immer entschiedener hinter dem der Freundschaft vordrängt. Schon auch einigermaßen die Ausschließlichkeit der Liebe. So, wenn sie dem Freunde, der sich über sein einsames Winterleben beklagt hatte, schrieb: „Daß Sie einsam leben, freut mich; denn eigentlich möchte ich nicht gern allen Menschen Ihre Gesellschaft gönnen." Es ist von nicht geringem Interesse, in dem reizenden Drama der Liebe und Freundschaft, wie ich den Briefwechsel des Dichters mit den beiden Schwestern in den Jahren 1788 und 1789 wohl nennen darf, die Verschiedenheit der Ausdrucksweise der letzteren zu beachten. Aus Lotte's Briefen spricht mehr ein gebildetes Gemüth, aus Karoline's mehr ein hochfliegender Geist: Lolo plaudert anmuthig, Line — wie sie von der Schwester vertraulich genannt wird — philosophirt kühn, wenn auch nie unweiblich. Im Dezember 1788 schrieb sie: „Ein großes Prinzip der Duldung ist mir der Gedanke, daß die Menschen zu dem geboren werden, was sie sind, und nicht fliegen können, wenn ihnen die Natur keine Flügel gegeben hat. So wie es Cedern und Gänseblumen geben muß, so muß es auch

verschiedene Menschenarten geben, glaube ich. In unserm Herzen däucht es mir doch ein schöner Irrthum, daß wir die Gänseblumen mit gleicher Liebe wie die Cedern umfassen; er deutet mir auf das Dasein einer schönheitsreichern Welt, deren Ahnung unsern innern Sinn ergriffen hat. Glücklich macht diese überfließende Kraft des Herzens nicht immer und doch ist wieder kein Glück ohne sie. Ach, das Regen der Flügel der Psyche, die an ihre Hülle stoßen — wie klar drückt das Bild unsere Existenz aus!" Als Schiller ungeduldig über Göthe's kalte Zurückhaltung und mit besonderer Beziehung darauf, im Februar 1789 geschrieben hatte: „Erwarten Sie nicht zu viel Herzliches und Ergießendes von Menschen, die von Allem, was sich ihnen nähert, in Bewunderung und Anbetung gewiegt werden; es ist nichts zerbrechlicher im Menschen als seine Bescheidenheit und sein Wohlwollen" — entgegnete Karoline beschwichtigend: „Ich habe über den Anfall von Timonslaune, den Sie in Ihrem letzten Briefe hatten, lachen müssen. Ich kann nicht glauben, daß das Wohlwollen, die eigentliche Grundsäule der Menschheit, so leicht einstürzen könne und daß das menschliche Wesen sich so ganz in Ruhmsucht und Eitelkeit auflöse. Ueber Göthe kann ich eigentlich sehr wenig sagen, da ich ihn so gar selten gesehen habe. Das bleibt mir aber doch immer wahr, daß man ihm nur seines Genie's willen Vieles vergeben kann und auf das Vergebenmüssen kommt man doch am Ende immer mit den Menschen; aller Umgang müßte sonst aufhören. Die rein umschriebene Form der Menschheit, die sich in jeder Lage des Lebens graziös bewegt und nie von der Schönheitslinie weicht, wo ist sie?" Wie sehr zu jener Zeit Frauen von Bildung auch an der wissenschaftlichen Seite der literarischen Entwicklung Antheil nahmen, bezeugt die Begeisterung, womit sich die beiden Schwestern im März 1789 über Müller's Schweizergeschichte äußerten, deren Lectüre sie beschäftigte. Das sanfte Lolochen ist ganz Feuer und Flamme, wenn es dem Dichter

von dem heroischen Tod seines „Lieblings“ Winkelried erzählt. Auch das Merkurheft, worin „die Künstler“ standen, kam in jenen Tagen nach Rudolstadt. Line schrieb dem Freunde darüber: „Es ist mir einer der besten Genüsse, sie (die Künstler) zu lesen: ich finde sie so durchaus schön und so in einem Geiste, daß ich noch eigentlich keine Lieblingsstelle darin zu nennen wüßte: man möchte das Gedicht aber gleich ganz in der Seele behalten“ — und Lotte: „Sie haben den Lorbeerkranz errungen! So hat noch kein Dichter die Künste besungen, noch keiner hat gezeigt, wie viel wir ihnen zu danken haben, und man fühlt es so klar, daß es so ist.“

Zwischen dem 15. und 21. Juni stattete Schiller einen kurzen Besuch in Rudolstadt ab und in der ersten Hälfte des Juli hatte er die Freude, die Schwestern in Jena zu begrüßen. Karoline sollte das Bad in Lauchstädt gebrauchen und Lotte begleitete sie dahin. Sie verbrachten in dem Garten ihrer Freundin, der Frau Griesbach's, einen Tag mit dem Dichter und gingen dann über Burgörner, wo sie Karoline von Dachröden abholten, nach Lauchstädt. Von hier aus, wo sie im Hause des Tischlers Küchler wohnten, bat Lotte den Freund um einen Besuch. Er ließ sich nicht lange bitten. Seine Seele war leidenschaftlich bewegt, wie ein Brief vom 24. Juli an Karoline verräth. Er spricht darin von „Funken der Glut,“ welche die beiden Schwestern in ihm angefacht hätten, von „schönen Hoffnungen“ und von „armseligsten Nichtigkeiten,“ welche der Erfüllung derselben im Wege ständen. Zu Anfang Augusts war er in Lauchstädt und am Morgen des 3. August hatte eine gegenseitige Erklärung zwischen ihm und Lotte statt. Karoline erzählt: „Die Erklärung erfolgte in einem Moment des befreiten Herzens, den herbeizuführen ein guter Genius wirksam sein muß. — (Ohne Zweifel war sie selbst dieser gute Genius.) — Meine Schwester bekannte ihm ihre Liebe und versprach ihm ihre Hand. Die Zufriedenheit der guten

Mutter, die uns heilig war, hofften wir, obgleich die äußere Lage wohl noch Bedenken bei ihr erregen konnte. Um ihr unnöthige Sorge zu ersparen, sollte Alles für sie noch geheim bleiben, bis Schiller eines kleinen fixen Gehalts gewiß würde, der seine Existenz in Jena sicherte; einen solchen konnten wir von dem Herzog von Weimar erwarten. Meine Schwester fühlte die Unmöglichkeit, ohne Schiller zu leben." Es waren selige Stunden, welche damals der Dichter mit den Freundinnen unter den Baumschatten der einsamen Wiese hinter dem Tischlerhause in Lauchstädt genoß. Aber ein weltgeschichtlicher Donnerschlag fiel in dieses Idyll: die Nachricht von dem Sturm des Pariser Volkes auf die Bastille. „Wir erinnerten — berichtet Karoline — uns oft in späterer Zeit, als dieser Begebenheit die Umwälzung und Erschütterung von ganz Europa folgte und die Revolution in jedes einzelne Leben eingriff, wie diese Zertrümmerung eines Monumentes finsterer Despotie unserem jugendlichen Sinne als ein Vorbote des Sieges der Freiheit über die Tyrannei erschien und wie es uns erfreute, daß sie in das Beginnen schöner Herzensverhältnisse fiel." Unser Dichter jedoch, sei es, daß die „schönen Herzensverhältnisse" ihn für Anderes weniger empfänglich machten, sei es, daß er von Anfang an überzeugt war, die Franzosen vermöchten die Freiheit nicht zu ertragen, theilte diese Freude nicht. Er scheint in der That die Franzosen für eine Nation gehalten zu haben, für welche die „militärische Ordnung die einzige ist, welche sie kennen und anerkennen;" denn er äußerte den bestimmten Zweifel, „daß diesem Volke republikanische Gesinnungen eigen werden könnten," und meinte im Hinblick auf die französische Nationalversammlung, es sei „unmöglich, daß von einer Gesellschaft von sechshundert Menschen etwas Vernünftiges beschlossen werde." Hier haben wir also schon eine Vorwegnahme jener Verneinung der absoluten Demokratie, jener Verwerfung des „allgemeinen Stimmrechts," welche er in seinem letzten Werke,

in dem Fragment des Demetrius, durch den polnischen Landboten Sapieha so energisch aussprechen ließ.

Von Lauchstädt ging der Dichter nach Leipzig, um vor seiner Rückkehr nach Jena dort mit Freund Körner zusammenzutreffen, welcher die nachmals wieder aufgegebene Absicht gegen Schiller aussprach, Dresden zu verlassen und nach Jena zu ziehen. „Liebste, theuerste Freundinnen — schrieb der Dichter den Schwestern — ich verlasse eben meinen Körner, meinen und gewiß auch den Ihrigen, und in der ersten Freude unseres Wiedersehens war es mir unmöglich, ihm Etwas zu verschweigen, was ganz meine Seele beschäftigte. Ich habe ihm gesagt, daß ich hoffe, bis zur Gewißheit hoffe, von Ihnen unzertrennlich zu bleiben. In seiner Seele habe ich meine Freude gelesen, ich habe ihn mit mir glücklich gemacht.“ Gegen Lotte äußerte er von Leipzig aus: „Ist es wahr, theuerste Lotte, darf ich hoffen, daß Karoline in Ihrer Seele gelesen und aus Ihrem Herzen mir beantwortet hat, was ich mir nicht getraute zu gestehen? Sie konnten ohne mich glücklich sein, aber durch mich nie unglücklich werden. Dieses fühlte ich lebendig in mir und darauf baute ich dann meine Hoffnungen. Bestätigen Sie, was Karoline mich hoffen ließ. Sagen Sie mir, daß Sie mein sein wollen und daß meine Glückseligkeit Ihnen kein Opfer kostet.“ Diesen Worten Schiller's zufolge scheint die Erklärung in Lauchstädt noch keine ganz offene gewesen zu sein; aber sie wurde es durch Lotte's Antwort: „Karoline hat in meiner Seele gelesen und aus meinem Herzen geantwortet. Der Gedanke, zu Ihrem Glück beitragen zu können, steht hell und glänzend vor meiner Seele. Kann es treue, innige Liebe und Freundschaft, so ist der warme Wunsch meines Herzens erfüllt, Sie glücklich zu sehen. Noch ist's mir wie ein Traum, daß ich nun weiß, daß Sie mich lieben, daß Sie es nun klar fühlen, wie meine Seele nur in der Ihrigen lebt.“ So waren denn die Geständnisse ausgetauscht und, nach Rudolstadt heimgekehrt,

schrieb Lotte am 22. August dem Geliebten: „Daß ich dir Etwas sein könnte, fühlte ich wohl in manchen Momenten und es war mir ein süßes Gefühl, aber doch schwankte mein Herz zwischen Zweifel und Gewißheit und ich fand mich unruhig, ungewiß mit mir selbst. Aber nun denke ich deiner mit einer Empfindung voll warmer, inniger Liebe und doch wieder mit Ruhe verknüpft, und ich fühle mich glücklich in der Idee, dir zu gehören, zu der Freude deines Lebens beitragen zu können." So geht nun das süße Geplauder fort, welches zu hören Liebende nicht müde werden. Nirgends offenbart sich unseres Dichters Gemüth in reinmenschlich-innigeren Lauten als in diesen Liebesbriefen. Unterm 25. August schrieb er: „In einer neuen schönern Welt schwebt meine Seele, theure liebe Lotte, seitdem du deine Seele mir entgegentrugst. Mit bangen Zweifeln ließest du mich ringen und ich weiß nicht, welche seltsame Kälte ich oft an dir zu bemerken glaubte, die meine glühenden Geständnisse in mein Herz zurückzwang. Ein wohlthätiger Engel war mir Karoline, die meinem furchtsamen Geheimniß so schön entgegenkam. Ich habe dir Unrecht gethan, theure Lotte. Die stille Ruhe deiner Empfindung habe ich verkannt und einem abgemessenen Betragen zugeschrieben, das meine Wünsche von dir entfernen sollte. O, du mußt sie mir noch erzählen, die Geschichte unserer werdenden Liebe." Lotte erwiderte: „Also kam ich dir kalt vor? Mein Betragen zu abgemessen? Du ahntest nicht, daß eben diese Kälte nur scheinbar war; nur eine Hülle, Empfindungen zu verbergen, die ich mir nicht gestehen wollte und noch weniger Andern, weil ich nicht immer deiner Anhänglichkeit für mich gewiß war. Oft war mir, als wäre Nichts mehr zwischen uns und als fühltest du, was du mir wärest, und zuweilen wieder, als wäre ich dir Nichts, gar Nichts. Du würdest mich nicht verkannt haben, wenn du die Kämpfe, die in meiner Seele vorgingen, hättest fühlen können."

Aber in diese Herzenslaute klingt nun ein Ton herein, der

Befremden erregen müßte, wenn wir nicht schon vom Schlusse des vorigen Kapitels her darauf vorbereitet wären. Es sind die Aeußerungen der Doppelliebe unseres Dichters gemeint. Die Thatsache steht unbestreitbar fest, denn man wird sofort in den Briefen Schiller's an die beiden Schwestern „das psychologische Problem finden, im Reiche der Geister das durchzuführen, was die Volkssage vom Ehebette des Grafen von Gleichen erzählt," man wird sehen, daß der Dichter „in der Sicherheit seines hohen Geistes auf dieser gefahrvollen Bahn einhergeht, mit der naivsten Bewußtlosigkeit über die Art seiner zwiefachen Liebe." In Wahrheit, Schiller trennt in seiner Vorstellung die beiden Schwestern nicht von einander und seine Liebesbriefe athmen da die meiste Glut, wo sie an Beide gemeinsam gerichtet sind. „O, meine theure Karoline! meine theure Lotte! — schrieb er unterm 10. September 1789 — wie so anders ist jetzt Alles um mich her, seitdem mir auf jedem Schritte meines Lebens nur euer Bild begegnet. Wie eine Glorie schwebt eure Liebe um mich, wie ein schöner Duft hat sie mir die ganze Natur überkleidet. Auch habe ich nie so frei und kühn die Gedankenwelt durchschwärmen können wie jetzt, da meine Seele ein Eigenthum hat und nicht mehr Gefahr laufen kann, sich aus sich selbst zu verlieren. Ich weiß, wo ich mich immer wieder finde... Meine Seele ist jetzt gar oft mit den Szenen der Zukunft beschäftigt: unser Leben hat angefangen, ich schreibe vielleicht auch, wie jetzt; aber ich weiß euch in meinem Zimmer; du, Karoline, bist am Klavier und Lottchen arbeitet neben dir und aus dem Spiegel, der mir gegenüber hängt, seh' ich euch Beide. Ich lege die Feder weg, um mich an euren schlagenden Herzen zu überzeugen, daß ich euch habe, daß Nichts, Nichts euch mir entreißen kann. Ich erwache mit dem Bewußtsein, daß ich euch finde, und mit dem Bewußtsein, daß ich euch morgen wieder finde, schlummere ich ein. Der Genuß wird nur durch die Hoffnung unterbrochen und die süße

Hoffnung nur durch die Erfüllung und, getragen von diesem himmlischen Paar, verfliegt unser goldenes Leben!" Des Dichters Ungeduld konnte den Schluß seiner Vorlesungen für das Sommersemester kaum erwarten, und sobald er frei war, eilte er in die Herbstferien nach Rudolstadt. Er wohnte vom 18. September bis zum 22. Oktober wieder beim Cantor Unbehaun in Volkstädt und es war ihm gegönnt, die Morgen- und Nachmittagsstunden mit den Schwestern allein zu verbringen, da die „chère mère," welche inzwischen Oberhofmeisterin geworden, den Tag über durch ihr Amt an das fürstliche Schloß gefesselt war. In den schönen Herbsttagen wiederholten sich jetzt die traulichen Stunden des vorjährigen Sommers und nur der Umstand, daß die Liebenden ihr Geheimniß vor der Mutter noch bewahren mußten, beeinträchtigte etwas diese „goldene Zeit." Wie groß, frei und rein diese drei guten Menschen ihr Verhältniß zu einander auffaßten, erhellt überzeugend daraus, daß der Spiegel von Lotte's Seele nie durch einen Anhauch von Eifersucht getrübt wurde. Nur quälte sie — wie sie in einem Briefe vom 24. Oktober dem wieder nach Jena zurückgekehrten Verlobten gestand — zuweilen der Gedanke, daß ihm Karoline mehr sein könnte als sie und daß er sie zu seinem Glücke nicht nöthig hätte. Auf diesen später noch einmal wiedergekehrten Skrupel ihrer Bescheidenheit erwiderte Schiller am 15. November: „Du kannst fürchten, liebe Lotte, daß du aufhören könntest, mir zu sein, was du mir bist? So müßtest du aufhören, mich zu lieben! Deine Liebe ist Alles, was du brauchst, und diese will ich dir leicht machen durch die meinige. Ach, das ist eben das höchste Glück in unserer Verbindung, daß sie auf sich selbst ruht und in einem einfachen Kreise sich ewig um sich selbst bewegt, daß mir die Furcht nicht mehr einfällt, euch jemals weniger zu sein oder weniger von euch zu empfangen. Unsere Liebe braucht keiner Aengstlichkeit, keiner Wachsamkeit — wie könnte ich mich zwischen euch Beiden meines Daseins freuen, wie

könnte ich meiner eigenen Seele immer mächtig genug bleiben, wenn meine Gefühle für euch Beide, für Jede von euch, nicht die süße Sicherheit hätten, daß ich der Einen nicht entziehe, was ich der Andern bin? Frei und sicher bewegt sich meine Seele unter euch und immer liebevoller kommt sie von Einer zur Andern zurück, derselbe Lichtstral — laßt mir diese stolzscheinende Vergleichung — derselbe Stern, der nur verschieden widerscheint aus verschiedenen Spiegeln. Karoline ist mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unserer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als du, meine Lotte; aber ich wünschte nicht um Alles, daß dieses anders wäre, daß du anders wärest als du bist. Was Karoline vor dir voraus hat, mußt du von mir empfangen; deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten und mein Geschöpf mußt du sein. Deine Blüthe muß in den Frühling meiner Liebe fallen!"

Von seiner Doppelliebe ganz erfüllt und der Sorge hingegeben, derselben eine häusliche Stätte zu bereiten, hat unser Dichter an dem Vorschritt der großen Revolutionstragödie in Frankreich zunächst weiter keinen Antheil genommen. Auf ihn paßte nicht das Wort des alten Talleyrand zu Guizot: „Wer nicht in der Zeit um 1789 gelebt hat, weiß nicht, was leben heißt;" denn er schenkte den Vorgängen jenseits des Rheins nur eine ganz beiläufige und, wie schon erwähnt worden, mehr ablehnende als sympathische Aufmerksamkeit. Vergebens sucht man in seinem Briefwechsel mit Körner und den beiden Herzensfreundinnen, also gerade da, wo er sich über Alles, was ihn bewegte, am vertraulichsten aussprach, die Erwähnung eines der bedeutsamsten weltgeschichtlichen Daten, jener Nacht vom 4. August 1789, wo, hingerissen von einem Impuls der Begeisterung, wie er alle tausend Jahre kaum einmal wiederkehrt, zu Versailles die Feudalherren selbst den Leichenpomp des Feudalismus anführten. Er lebte und webte ganz in dem Frühling seiner Doppelliebe. Aber

dieser Liebesfrühling war weniger ein gleichmäßig heiterer als vielmehr ein sehr stürmischer. An die idealste Schwärmerei drängte sich die gemeine Sorge verwirrend heran. Eine Stellung zu finden, welche die Gründung eines Haushalts ermöglichte, richteten sich die Blicke Schiller's abwechselnd nach Berlin und Wien, Mannheim und Heidelberg. Bald setzte er seine Hoffnung auf den Herzog von Weimar, bald auf den Coadjutor Dalberg, welcher mit der Lengefeld'schen Familie sehr befreundet war und unsern Dichter ungemein hochschätzte. Wenn dieser gute, aber wie sein Bruder, der Herr Intendant, etwas „pulverfeurige“ Prälat nur schon Kurfürst von Mainz gewesen wäre! Aber er war es vorderhand noch nicht und so hatte Schiller, nachdem er alle Möglichkeiten gemustert, am 10. November Veranlassung, tiefbekümmert an die Schwestern zu schreiben: „Ich durchsuche alle Winkel der Erde, um den Platz zu finden, den das Schicksal unserer Liebe bereitet haben könnte.“ Wie um sich selbst und die Freundinnen aufzuheitern, fügte er hinzu: „Heute an meinem Geburtstag habe ich mein erstes Collegiengeld eingenommen, von einem Bernburger Studenten, was mir doch lächerlich vorkam. Zum Glück war der Mensch noch neu und noch verlegener als ich; er retirirte sich auch gleich wieder.“ Seine Sehnsucht, seine Ungeduld steigerte sich von Stunde zu Stunde. „Entfernung von euch ist kein Leben für mich und Schatten der Einbildung sind keine Genüsse — schrieb er am 14. und 15. November. Der Mensch besitzt nicht, was er nur in seiner Seele empfindet. Er muß es herausstellen in das lebendige Sein und außer sich anschauen. So geht es mir mit der Glückseligkeit unserer Liebe, die sich so lieblich in meiner Seele malt. Unaufhörlich ringt dieses Bild in mir nach Wirklichkeit und Leben, denn, obgleich i n mir, bleibt es doch immer weit von mir, so lange ich es nicht in euren Augen lese, an eurem Herzen empfinde ... Ich kann den Menschen und den Dingen den tiefen Abstand nicht verzeihen, in

welchem sie zu dem himmlischen Ideal meiner Liebe flehen. Und daß sie sich doch eindrängen in unsern Kreis und uns an einer Glückseligkeit hindern, die sie nicht fähig sind uns zu ersetzen, das macht mich heftig und oft bitter gegen Menschen und Schicksal." Es konnte nicht ausbleiben, daß solche Aeußerungen des Mißmuths auch auf die gleichmäßige Heiterkeit von Lotte's Seele zeitweilig störend einwirkten. „Ich sehne mich nach Ruhe, nach einem freien Gefühl meiner selbst — schrieb sie am 19. November dem Geliebten. Muß es immer so sein im Leben, daß wir so wenig Zeit davon unser nennen können? Und doch ist es so kurz! Bald stürmt es in der Seele und verbittert den Genuß jeder Freude und das Herz wird von einem bangen Gefühle zum andern gezogen. Sind wir endlich in uns zu einer Ruhe gelangt, die wir unzerstörbar glauben, so kommen Dinge von außen, reißen das schöne Gebäude unserer Glückseligkeit ein und wir sind immer nicht glücklich; so geht es fort bis an's Grab." Erschreckt durch diese schwermüthige Betrachtung, gab der Dichter zur Antwort: „Dein Brief hat mich geängstigt, meine theure Lotte. Ich erkenne deinen ruhigen heitern Geist in dieser Stimmung nicht mehr. O, erhalte mir deine Zufriedenheit, die stille sanfte Gleichheit deiner Seele, die mir so wohlthätig werden soll, die meinen unruhigen Geist liebevoll zurückrufen wird. Laß mich immer in den tiefsten Grund deiner Gedanken blicken, und wenn Alles trüb und umwölkt ist um uns her, so laß deine Seele mir helle sein!"

Da Herr von Beulwitz damals als Reisebegleiter des Erbprinzen und dessen Bruder von Rudolstadt abwesend und Frau von Lengefeld als Erzieherin der Prinzessinnen „nach Hofe gezogen war," wurde beschlossen, daß Karoline mit Lotte einen weniger einsamen Winteraufenthalt haben und daher den Einladungen, die von Seiten der Frau von Stein und der Frau von Imhof aus Weimar an sie ergangen waren, entsprechen sollten. Als sie den Dichter davon benachrichtigt hatten und daß sie auf

ihrer Reise Jena berühren wollten, ergoß sich sein Gefühl so glühend dithyrambisch, wie kaum jemals wieder. „Dank euch — schrieb er am 30. November — o, allen Dank der Liebe, meine Theuersten, daß ihr kommt, daß ich euch sehen werde. O, ich werde euch sehen — wär' es auch nur auf Minuten, ich werde sie an eurem Herzen durchleben. Mit euch — o wie hab' ich diese süße Wirklichkeit so nöthig, eure liebe himmlische Gegenwart, Engel meines Lebens, meine einzige Glückseligkeit! Daß auch ihr diese Sehnsucht theilt, die alle meine Gedanken, alle, zu euch wendet, in Allem nur euch mich suchen und erkennen läßt — o wie viel Freude gibt mir diese Gewißheit, wie machte sie alles Leben in mir rege! Ach, daß das Schicksal der Menschen in den Händen eines Wesens wäre, das dem Menschen gleicht, vor dem ich mich niederwerfen könnte und euch, euch von ihm erflehen! Wäret ihr schon mein! Wäre dieses jetzige Erwarten das Erwarten unserer ewigen Vereinigung! Meine Seele vergeht in diesem Traume. Schon im lebhaften Gedanken an euch fühl' ich meine Seele reicher, göttlicher und reiner; ich fühle, wie alles Streitende in mir in einer süßen Harmonie sich versöhnt und alle Gefühle meiner Seele in einem höheren, schöneren Wohlklange dahinfließen. Was wird es erst sein, wenn ihr mir wirklich gegeben seid, ihr meine Engel, wenn ich Leben und Liebe von euren Lippen athmen kann!" Und nicht nur lyrisch, wie in diesem Erguß, sondern auch ganz realistisch äußerte sich der Dualismus von Schiller's Liebe. Wie er sich das Zusammenleben mit den Schwestern dachte und zwar in Rudolstadt, wohin er ziehen wollte, zeigt uns sein Brief vom 12. Dezember an Körner. „Die Beulwitz — heißt es hier — stimmt sehr übel mit ihrem Manne zusammen und nur die Gesellschaft ihrer Schwester machte ihr dieses Verhältniß bis jetzt leidlich. Allein lebt sie nicht mit ihm und ihre Mutter ahnt dieses schon längst und ist sehr unruhig darüber. Er ist ein recht schätzbarer Mann von

Verstand und Kenntnissen; dabei denkt er gut und edel, aber es fehlt ihm an Delicatesse und seine Frau weiß er nicht zu behandeln. Sie hat viel mehr Geist als er und eine ganz eigene Feinheit der Seele, für die er nun ganz und gar nicht gemacht ist. Diesem übeln Verhältnisse wird abgeholfen, wenn wir, Lotte und ich, mit Beulwitz und seiner Frau zusammenleben. Er und ich stehen gut und vertragen uns gut mit einander, und wenn die Beulwitz nicht auf die Gesellschaft ihres Mannes eingeschränkt ist, so geht auch mit ihr Alles besser. Im Hause haben wir Platz; es sind zwei Häuser an einander, die Communication haben, und seitdem die Mutter nach Hofe gezogen, ist Platz für uns geworden. Ich brauche bloß 300 Thaler in die Oekonomie zu geben, 200 Thaler zieht Lottchen von ihrer Mutter, ungefähr ebensoviel brauche ich für mich. Fünfhundert Thaler sind mir nothwendig, aber auch ausreichend, und diese denke ich ganz allein von der Thalia zu ziehen. Unser Plan ist also: ich verlange auf Ostern einen fixen Gehalt, den man mir ganz gewiß verweigert, und dann lege ich meine Professur nieder."

Dieser ganze Plan ist nicht zur Ausführung gekommen und es war gut, daß es nicht geschah. Selbst ein Schiller hätte daran scheitern müssen, ein ideales Doppelverhältniß, wie es hier vorlag, in der Wirklichkeit idealisch durchzuführen. Am 2. Dezember sahen Line und Lotte auf ihrer Reise nach Weimar den Dichter in Jena. Zehn Tage später ritt er nach Weimar hinüber und da wurden zwischen ihm und den Schwestern die entscheidenden Verabredungen getroffen. Beide Schwestern sollten der Mutter die Sachlage eröffnen und Schiller sollte bei ihr förmlich um die Hand Lotte's werben. Dabei wurde die Absicht, in Rudolstadt zusammenzuleben, noch beibehalten; aber Allem zufolge darf wohl angenommen werden, daß gerade damals Karoline ihr Opfer gebracht habe, d. h. sie that Alles, um die Verbindung der Schwester mit dem Dichter zu Stande zu bringen. Phantastische

Träume, mochte sie denken, würden dann von selbst vor der Macht der Wirklichkeit zurücktreten, und so geschah es auch. Charlotte von Stein lieh Karolinen ihre freundschaftliche Beihülfe, namentlich dadurch, daß sie den Herzog Karl August, als dieser sie über das Verhältniß Schiller's zu Lotte von Lengefeld ins Verhör nahm, aufmerksam machte, daß die Auswerfung einer Besoldung für Schiller die fragliche Verbindung sehr fördern würde. Am 18. Dezember schrieb der Dichter zu Jena seinen Werbungsbrief an Lottchen's Mutter, in deren Hände er, wie er in diesen Zeilen voll edler Männlichkeit und innigster Herzensbewegtheit sagt, das ganze Glück seines Lebens gab. Gewiß war auf die Entscheidung der „chère mère“ diese Sprache von Einfluß, aber daneben wohl auch der Umstand, daß, was ihr Karoline sicherlich zu wissen gethan, der Coadjutor Dalberg sich bestimmt dahin geäußert hatte, er würde, sobald er auf dem kurfürstlichen Stuhle säße, Schillern einen Jahrgehalt von 4000 Gulden auswerfen und ihm dabei den ganz freien Gebrauch seiner Zeit lassen. Endlich dürfte es gegen die Standesbedenken der guten Frau Oberhofmeisterin nicht wenig in die Waagschale gefallen sein, daß der Dichter, wie er an Körner schrieb, gerade damals „um eine Sylbe wuchs,“ d. h. vom Weimar'schen Rath zum Meining'schen Hofrath wurde. Da war an dem künftigen Herrn Schwiegersohn doch Etwas, was nach Höfen schmeckte, und wenn Lolo schlechterdings keine Hofdame werden wollte, so mochte sie denn in Gottesnamen Frau Hofräthin werden. Dem Dichter selbst erschien freilich dieser Sprung als ein sehr großer. „Ach, wie gut ist es, meine liebe Lotte — schrieb er am 22. Dezember an seine Braut — daß du nicht zur Hofdame worden bist. Ich mußte über den Plan der guten Mutter lachen. Von einer Hofdame zu mir — ärger kann wohl kein Project mißlingen.“

Die Weihnachtsferien verbrachte Schiller in Weimar und

hier traf ihn die Antwort der Frau von Lengefeld. Sie lautete bejahend, herzlich bejahend. „Ja -- schrieb die Mutter — ich will Ihnen das Beste und Liebste, was ich noch zu geben habe, ich will Ihnen mein Lottchen geben." Nur gegen die Absicht des Dichters, seine Stellung in Jena aufzugeben und nach Rudolstadt zu`ziehen, erklärte sich Frau von Lengefeld entschieden und gewiß mit richtigstem Gefühle. Uebrigens war dieser Plan schon aufgegeben, denn die an den Herzog von Weimar gerichtete Bitte Schiller's um Erhebung seiner Professur aus einer unbesoldeten zu einer besoldeten war inzwischen gewährt worden. Die Besoldung sollte 200 Thaler betragen, „wie ich vermuthete — schrieb der Dichter unterm 6. Januar 1790 an Körner. Was ich nicht vermuthete, war, daß der Herzog selbst fühlen würde, daß dies wenig sei. Den Tag, nachdem ich ihm geschrieben, ging ich nach Weimar. Er erfuhr's, ließ mich holen und sagte mir, daß er gern Etwas für mich thun möchte, um mir seine Achtung zu zeigen; aber mit gesenkter Stirne und einem verlegenen Gesichte sagte er, daß 200 Thaler Alles sei, was er könne. Ich sagte ihm, daß dies Alles sei, was ich von ihm haben wolle. Er befragte mich dann um meine Heirat und beträgt sich, seitdem er darum weiß, überaus artig gegen Lottchen." In demselben Briefe und in einem früheren vom 24. Dezember theilt er dem Freunde auch mit, wie es zunächst mit seinem Haushalt werden sollte: — „Alles, was das eigene Haushalten Anfangs so schwer macht, fällt weg, da wir mit keiner eigenen Wirthschaft anfangen. Ich behalte meine gegenwärtige Wohnung und miethe auch die übrigen Zimmer auf derselben Etage. Meine Hausjungfern wollen sich dazu verstehen, den Tisch zu besorgen, und ich komme wohlfeiler weg als bei eigener Menage. Da ich alle Möbel im Hause habe, so brauche ich mich auch nicht einzurichten, welches überhaupt nicht rathsam wäre, ehe ich weiß, wie lange ich bleibe. Das Schwerste also, der Anfang, wird mir ziemlich

leicht, und was ich zu meiner eigenen Equipirung brauche, ist wohl das Meiste. Göschen gibt mir 400 Thaler für einen Aufsatz über den dreißigjährigen Krieg im historischen Kalender. Die kommen mir gar gut um diese Zeit."

Es ist eine frohe Weihnacht gewesen, welche der Dichter damals in Weimar feierte. Da schloß er auch seinen Freundschaftsbund mit Wilhelm von Humboldt, dessen Verlobung mit Line's und Lotte's Freundin Karoline von Dachröden in jenen Tagen statthatte. In sonnigen Zukunftsplanen, in anregenden Gesprächen über das Schöne und seine Erscheinungsformen erging sich der befreundete Kreis. Da hallten wiederum die revolutionären Sturmglockentöne von jenseits des Rheins in diese genügsame und heitere Stille herüber. Der liebenswürdige Dichter Salis, durch die Revolution seiner Hauptmannsstelle bei den Schweizergarden in Paris entlassen, kam nach Weimar und brachte Briefe vom Vetter Wolzogen, worin dieser Pariser Szenen schilderte, welche nur zeigten, „qu'on ne peut pas faire des omelettes sans casser des oeufs", aber den deutsch-idyllischen Vorstellungen der Weimarer „Aufgeregten" von einer Revolution bedenkliche Stöße versetzten. Schiller, welcher „diese Begebenheiten schon bei ihrem ersten Entstehen ernst und ahnungsvoll" aufgenommen hatte, machte sich nicht viel damit zu schaffen. Lebte er doch in einer „schöneren Welt" und tausendmal interessanter als alle Zeitungsberichte mochte ihm der herzige Brief vorkommen, welchen Lolo am 29. Dezember dem nach der schwäbischen Heimat gehenden Schreiben beischloß, worin er sich den Segen der Eltern zu seinem Ehebunde erbat. So trat er frohen Gemüthes hinüber ins Jahr 1790 und es ist etwas Frommes — im Sinne der Alten — in den Worten, die er am 1. Februar an Körner richtete: — „Meinem künftigen Schicksal sehe ich mit heiterem Muthe entgegen; jetzt, da ich am erreichten Ziele stehe, erstaune ich selbst, wie doch Alles über meine Erwartungen gegangen ist. Das

Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt, es hat mich zum Ziele gleichsam getragen. Von der Zukunft hoffe ich Alles. Wenige Jahre und ich werde im vollen Genusse meines Geistes leben; ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren — ein inneres Dichterleben gibt mir sie zurück."

Am 15. oder 16. Februar begab sich der Bräutigam nach Erfurt, wo sich seine Braut und ihre Schwester zu Besuche befanden, und brachte, nachdem er aus dem Munde des Coadjutors die Bestätigung der erwähnten Zusage vernommen, die Damen nach Jena herüber. Es ging ein Gemunkel in den Hörsälen und Commershäusern der Universität von der bevorstehenden Hochzeit, aber „alle Anschläge der Studenten und Professoren, den Dichter zu überraschen, wurden hintertrieben." Die Brautleute wollten jedes Aufsehen vermieden wissen. In der Morgenfrühe des 20. Februars 1790 fuhren sie mit Karoline der Mutter entgegen, welche von Rudolstadt kam. Auf dem Rückweg nach der Stadt hielt der Wagen vor der kleinen Dorfkirche von Wenigenjena, dessen Pastor, ein „kantischer Theologe," zum Voraus benachrichtigt war. Das Brautpaar, gefolgt von Mutter und Schwester, trat ein, die Thüre schloß sich hinter den vier Personen und Pastor Schmidt verrichtete die Trauung. So still und prunklos war die Hochzeit Schiller's und Lotte's.... Als Mann und Frau kehrten sie nach Jena zurück. Wie glücklich sie waren, mögen sie selber sagen. Am 1. März schrieb der Dichter seinem Körner: „Ich fühle mich glücklich und Alles überzeugt mich, daß meine Frau es durch mich ist und bleiben wird. Was für ein schönes Leben führe ich jezt! Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen mir diese Tage dahin." Lotte ihrerseits ließ sich

unterm 9. März gegen ihren Vetter Wilhelm von Wolzogen so vernehmen: „Du mußt nun wissen, daß ich seit vierzehn Tagen Schiller's Frau bin. Da uns die herzlichste, innigste Liebe verbindet, kannst du denken, daß wir glücklich sind und es bleiben werden. Ich ahnete nie so viel Glück in der Welt, als ich nun gefunden. Das Herz findet sich bei der Liebe zu Schiller mit tausend starken Banden an ihn gebunden; ich hätte in keiner anderen Verbindung das gefunden, was mir jetzt geworden, und auch ich werde ihm durch meine Liebe sein Leben immer freundlich erhellen, und er ist glücklich, sagt mir mein Herz. Lieber Wilhelm, wer hätte es denken sollen, daß es so werden würde, als du uns meinen Schiller zum ersten Male vorführtest? Dank dir, Dank dem Schicksal, das mir meine Freuden durch dich gab."

Also war „der große Wurf," von dem im Lied an die Freude gesungen ist, gelungen. Indem er den Dichter in den Armen seiner jungen Gattin des Honigmondes genießen läßt, darf sich der Erzähler seiner Lebensgeschichte hier eine Pause gönnen. Wieder liegt hinter Schiller eine bedeutungsvolle Periode abgeschlossen, eine Zeit des Strebens und Irrens, der Arbeit, der Sorge und Läuterung. Die ersehnte „häusliche Existenz" ist gegründet. Alles Schwankende, Unstäte, Phantastische weicht der stillen Macht eines gesetzmäßigen Verhältnisses, welches stets die Grundsäule aller Kultur und Sitte sein wird. In dieser anmuthigen Umfriedigung beruhigter Wünsche kann der Genius Schiller's sicheren Schrittes seiner Vollreife entgegengehen. Eine bleibende Stätte für ihn ist gefunden und mit ihr der Segen der Häuslichkeit: die Wanderjahre unseres Dichters sind beschlossen, — die Meisterjahre heben an.

Anmerkungen.

1) Ueber dem Thorbogen stehen auf einer vom Schiller-Verein zu Leipzig am 11. November 1841 errichteten Tafel die Worte: „Hier wohnte Schiller und schrieb das Lied an die Freude im Jahre 1785." Auf einem unter dem Dach angebrachten Täfelchen heißt es: „Schiller's Stube." In der neuesten Zeit hat der Schiller-Verein das Häuschen angekauft, um es vor dem drohenden Zerfall zu bewahren. Rank („Schillerhäuser," S. 36) gibt von der Schillerstube, wie sie 1855 war, eine Beschreibung.

2) Ich meine die von Hinrichs („Schiller's Dichtungen nach ihrem histor. Zusammenhang," I, 34) erzählte, leider ohne Nachweis gelassene Sage: — „Schiller hörte auf einem Morgenspaziergange durch das Rosenthal in der Nähe der Pleiße aus dem Gebüsch leise Worte. Er trat näher hinzu und vernahm das Gebet eines Jünglings, der halbentkleidet in den Fluß springen wollte und zu Gott um Verzeihung für diese Sünde flehte. Bestürzt durch den Anblick eines Zeugen, erwiderte er auf Schiller's Fragen: „Zwei Wege sind mir freigelassen, mein Leben zu enden; entweder muß ich eines schmählichen Hungertodes sterben oder aus freiem Entschluß eine schnellere und minder qualvolle Todesart wählen." Er erzählte ihm dann, daß er ein Studiosus der Theologie sei und seit einem halben Jahre nur trocken Brot gegessen. Schiller gab, was er von Geld bei sich trug, und nahm ihm das Versprechen ab, acht Tage nicht an die Ausführung seines Entschlusses zu denken. Einige Tage darauf erhob sich der Dichter als Hochzeitsgast bei einer ansehnlichen Familie Leipzigs unter den fröhlichen Gästen, erzählte den Vorfall auf eine begeisternde Weise, nahm den Teller und erntete von den Anwesenden eine reichliche Spende für den Unglücklichen, der dadurch in den Stand gesetzt wurde, seine Studien zu beendigen und mit der Zeit ein Amt anzutreten. Voll Freude über das Gelingen dieser That soll Schiller sein Lied gesungen haben."

3) Am 10. Mai 1855 wurde bei diesem Pavillon eine Marmortafel errichtet mit der Inschrift:

Hier schrieb
Schiller bei seinem Freunde Körner
am Don Carlos.
1785. 1786. 1787.

4) Zu diesen Loschwitzer Erinnerungen gehörte auch die Figur, welche wir als die „Gustel von Blasewitz" in Wallenstein's Lager kennen. Das Original derselben war ein heiteres und gescheidtes Mädchen, welches erst am 24. Februar 1856 als Wittwe des Senators Renner in Dresden gestorben ist. Der Dichter war während seines Aufenthalts in Loschwitz häufig in dem Hause aus- und eingegangen, welches ihr Vater am gegenüberliegenden Elbufer besaß. Vgl. Kneschke, „Göthe und Schiller in ihren Beziehungen zur Frauenwelt," S. 356.

5) Schröder ließ sich dadurch nicht abhalten, am 30. August 1787 den Carlos in der jambischen Gestalt aufzuführen, und diese Aufführung der Tragödie war die erste in Deutschland, welche wirklich Sensation erregte. Vgl. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst, III, 166.

6) Zur Bestätigung dessen vergegenwärtige man sich die folgenden, vom Dichter später getilgten Strophen des Gedichts:

Des wollustreichen Giftes voll — vergessen,
Vor wem ich zittern muß,
Wag' ich es stumm an meinen Busen sie zu pressen,
Auf ihren Lippen brennt mein erster Kuß.

Wie schnell auf sein allmächtig glühendes Berühren,
Wie schnell, o Laura, floß
Das dünne Siegel ab von übereilten Schwüren,
Sprang deiner Pflicht Tyrannenkette los!

Jetzt schlug sie laut, die heißersehnte Schäferstunde,
Jetzt dämmerte mein Glück —
Erhörung zitterte auf deinem brennenden Munde,
Erhörung schwamm in deinem feuchten Blick.

Mir schauerte vor dem so nahen Glücke
Und — ich errang es nicht.
Vor deiner Gottheit taumelte mein Muth zurücke,
Ich Rasender, und ich errang es nicht!

Woher dies Zittern, dies unnennbare Entsetzen,
Wenn mich dein liebevoller Arm umschlang? —
Weil dich ein Eid, den auch schon Wallungen verletzen,
In fremde Fesseln zwang?

Weil ein Gebrauch, den die Gesetze heilig prägen,
Des Zufalls schwere Missethat geweiht?
Nein — unerschrocken trotz' ich einem Bund entgegen,
Den die erröthende Natur bereut.

O zitt're nicht — du hast als Sünderin geschworen,
Ein Meineid ist der Reue fromme Pflicht.
Das Herz war mein, das du vor dem Altar verloren,
Mit Menschenfreuden spielt der Himmel nicht.

Zum Kampf auf die Vernichtung sei er vorgeladen,
An den der feierliche Schwur dich band.
Die Vorsicht kann den überflüss'gen Geist entrathen,
Für den sie keine Seligkeit empfand.

Getrennt von dir — warum bin ich geworden?
Weil du bist, schuf mich Gott.
Er widerrufe oder lerne Geister morden
Und flüchte sich vor seines Wurmes Spott.

7) Eberwein („Schiller's Liebe und Verhältniß in Rudolstadt) erzählt (S. 77) diese Sage. Während der Dichter an seinem Geschichtswerk arbeitete, wurde er von einem hinderlichen Unwohlsein befallen. — (Es soll damit wohl das rheumatische Fieber gemeint sein, dessen Ueberstehung Schiller unterm 1. Oktober 1788 an Körner meldete.) — Der Arzt, Hofrath Conradi aus Rudolstadt, bemerkte, daß diese Behinderung dem Dichter sehr drückend war, und sagte scherzend: „Seien Sie ganz unbesorgt, der Tod wird Sie an der Fortsetzung des Werkes nicht hindern; aber Sie werden sterben, sobald Sie dasselbe zu Ende gebracht." Schiller habe diese Worte sehr aufmerksam angehört und später nie sich überwinden können, der Aufforderung, das Buch fortzusetzen und zu vollenden, zu entsprechen.

8) Nur durch das Morgenroth des Schönen
Drangst du in der Erkenntniß Land;
An höhern Glanz sich zu gewöhnen,
Uebt sich am Reize der Verstand.

9) Die, eine Glorie von Orionen
Ums Angesicht, in hehrer Majestät,
Nur angeschaut von reineren Dämonen
Verzehrend über Sternen geht,
Geflohn'n auf ihrem Stralenthrone,
Die furchtbar herrliche Urania —
Mit abgelegter Feuerkrone
Steht sie als Schönheit vor uns da.
Der Anmuth Gürtel umgewunden,
Wird sie zum Kind, daß Kinder sie versteh'n.
Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegengeh'n.

10) Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!

11) Gelassen hingestützt auf Grazien und Musen,
Empfängt er das Geschoß, das ihn bedräut,
Mit freundlich dargebotnem Busen
Vom sanften Bogen der Nothwendigkeit.

W. v. Humboldt hat mit Recht auf die Schönheit dieser Zeilen aufmerksam gemacht. „Ich erwähne — sagt er (Briefwechsel mit Schiller, S. 22) — die Schilderung des Todes aus den Künstlern, den „sanften Bogen der Nothwendigkeit," der so schön an die ἀγανὰ βέλεα (die sanften Geschosse) bei Homer erinnert, wo aber die Uebertragung des Beiworts vom Geschoß auf den Bogen selbst dem Gedanken einen zarteren und tieferen Sinn gibt."

12) Es ist, als hätte Schiller an Göthe gedacht, als er die Strophe der „Ideale" niederschrieb: —

Wie leicht ward er dahin getragen!
Was war dem Glücklichen zu schwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die luftige Begleitung her:
Die Liebe mit dem süßen Lohne,
Das Glück mit seinem goldnen Kranz,
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz!

13) Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon
Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt,
Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt!
Ein erhabenes Loos, ein göttliches, ist ihm gefallen,
Schon vor des Kampfes Beginn sind ihm die Schläfe bekränzt.
Ihm ist, eh' er es lebte, das volle Leben gerechnet;
Eh' er die Mühe bestand, hat er die Charis erlangt.
Groß zwar nenn' ich den Mann, der, sein eigner Bildner und Schöpfer,
Durch der Tugend Gewalt selber die Parze bezwingt;
Aber nicht erzwingt er das Glück, und was ihm die Charis
Neidisch geweigert, erringt nimmer der strebende Muth.

Inhalt.

Zweites Buch.

Schiller's Wanderjahre.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.